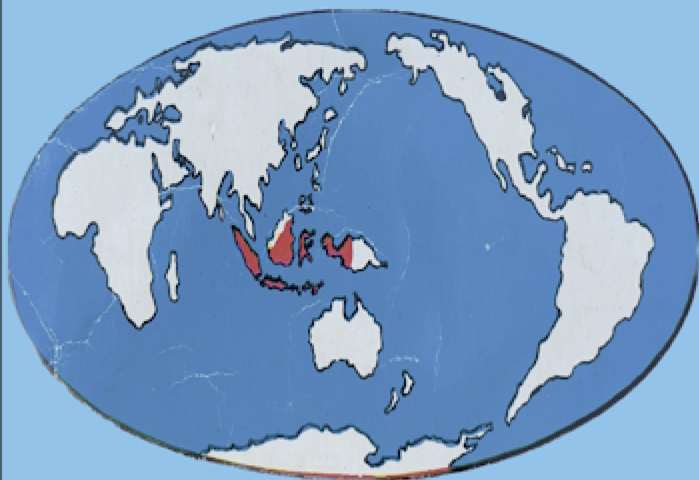
kita

DAS MAGAZIN DER DEUTSCH-INDONESISCHEN GESELLSCHAFT

1/23

33. Jahrgang

Indonesien im Ausland



kita

Das Magazin der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft

1/23

Indonesien vom Ausland gesehen

Inhalt

Indonesien vom Ausland gesehen

Report

Editorial

Ein im wahrsten Wortsinne weitgespanntes Thema greifen wir hier mit „Indonesien vom Ausland gesehen" auf. Denn die Präsenz, die Kenntnis von und über Indonesien außerhalb von Nusantara reicht natürlich weltweit und über Jahrhunderte zurück. Wirtschaftlich, politisch, wissenschaftlich ist das Land, der Archipel bekannt – und wir greifen in erster Linie Aspekte des Kulturaustauschs auf:
„Was fällt Dir zu Indonesien ein?" war die Fragestellung an eine Reihe von Menschen aus unterschiedlichen Nationen mit aufschlussreichen Antworten.

Eine politische – mittlerweile historische – Sternstunde der jungen Republik Indonesien war 1955 die Ausrichtung der ersten Afrika-Asien Konferenz in Bandung, die als Gründung der Blockfreien Bewegung gilt und deren Vertreter damals unter „Dritte Welt" zusammengefasst wurden, Jürgen Dinkel blickt zurück.
Dieter Mack beleuchtet unser Thema von der Seite der Musik und macht uns bekannt mit „Komponisten/innen im Einflussbereich Indonesiens".
Einige zunächst erwogene Beiträge stellten wir hier zurück auf das nächste *kita*, das sich mit dem Übersetzen in mehrfacher Beziehung – wie auch der Rückgabe von Kunstschätzen neben sprachlichem Übersetzen - beschäftigen wird.

Mit Sprache und Spracherwerb – dem prägenden Mittel der Begegnung und des Austauschs – befassen sich die Beiträge von Annegret Nitzling (Dozentin für die erfolgreichen Indonesisch-Kurse in Köln), Svann Langguth (entlang der seinerzeitigen Studentenzeitschrift in Köln) und Edith Koesoemawiria (über Arbeitserfahrungen in Deutschland und das Indonesienprogramm der Deutschen Welle).

Vom verstorbenen *kita*-Autor Michael Groß liegt noch eine Hinterlassenschaft vor:
Er widmet sich dem deutschen Dichter Jean Paul und seiner satirischen Verlegung der Gewürzinseln Molukken nach Deutschland.

Zu einem der populären und prominenten indonesischen Kulturgüter zählt das Wayang, und die Batik-Expertin Annegret Haake kommentiert die spezielle Kleiderordnung der Figuren.
Zur Beschäftigung mit Batik zählt unverzichtbar die Auseinandersetzung mit der nun 50 Jahre bestehenden Galerie Smend. Peter Wenger erzählt über seine Erfahrungen mit der Sammlung und dem Sammler.

Ergänzend zu einem Nachruf auf den kürzlich verstorbenen Autor Horst Henry Geerken – der mit seinen vielen Büchern ein Stück Zeitgeschichte mitgeschrieben hat – blickt Uwe Pätzold auf eine außergewöhnliche Geschichte um ein Möbelstück zurück.

Wo wir in Köln was von der indonesischen Küche verkosten können und wie junge indonesische Studierende hier ihre Freundschaften pflegen, belegen weitere Artikel.

Rezensionen über Kontroll- und Repressionsmaßnahmen zur Zeit der sogen. Neuen Ordnung sowie über die Vorgeschichte und Konsequenzen des Staatsstreichs 1965 regen zur Lektüre an.

Ich hoffe, Sie können wieder einmal neue Einsichten und Kenntnisse gewinnen – dann hat sich die Arbeit für das Heft gelohnt. Dank für Ihre Aufmerksamkeit und viel Spaß bei der Lektüre.

Ihr *Karl Mertes*

Helga Blazy et al.

Was fällt dir zu Indonesien ein?

Meine Frage zu Indonesien blieb ganz offen, da Indonesien in seiner Inselwelt so weit ist und so viele Ethnien, Literaturen und Sprachen in sich birgt, auch so viel frühere oder aktuelle Geschichte in extremen Auseinandersetzungen bis hin zu der Frage, wie das größte islamische Land der Erde sich heute weiter verstehen möchte.

Unsere Sammlung, dankenswert mit Hilfe von einigen weiteren Interviewern zusammengebracht, ergibt teils sehr intensive Erinnerungen an Einzelbegegnungen, die in der Erinnerung haften blieben oder mit der Frage wieder aufgelebt sind, teils sehr flüchtige Beziehungen, vorrangig eigene Wünsche an eine Annäherung oder Intensivierung der Erfahrung: Indonesien = Surfen, Indonesien = Bali, Indonesien = Reistafel sind eher äußere Assoziationen dazu, die jeweils einen lustvollen Ferienaspekt beinhalten. Dafür wirbt Indonesien natürlich auch selbst und verflacht damit Unterschiede seines Vielvölkerstaats für die Besucher seinerseits. Nach wie vor wissen viele Besucher Balis auch heute noch nicht einmal wie vor 10 Jahren, dass die Insel ein kleiner Teil Indonesiens ist, sie reisen nach Bali in ein angebotenes Ferienparadies und verlassen es ebenso unwissend, aber sehr zufrieden.

Weitgehend sehen wir, Indonesien ist heute vor allem ein Ferienland für die Europäer, wenn sie nicht einen früheren Bezug einmal durch eine Person oder bestimmte Bilder dazu hatten, die wieder in ihnen aufleben mit der Frage. Sonst wäre Indonesien „weißes Land“ in ihnen.

Hier folgen nun die Interviews:

Ashani, Sri Lanka
Folgendes kommt mir spontan in den Kopf: Ich habe über das Land Indonesien vor allem nach dem Tsunami 2004 gelesen. Besonders interessant finde ich den Begriff für die Sprache des Landes „Indonesisch“, er lautet „Bahasa Indonesia”. Das Wort Bahasa für Sprache ähnelt dem Wort „Bhasha” oder „Baasawa” auf Singhalesisch. Und wie im Singhalesischen gibt es auch im Indonesischen keine Artikel, deswegen bleiben die Adjektivendungen gleich. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass es keine Groß- und Kleinschreibung in den beiden Sprachen gibt.

EunHae Joo, Südkorea
Wenn ich an Indonesien denke, fällt mir wohl... die Insel Bali ein.
In meinem Alltag wird über Indonesien kaum gesprochen. Aber letztes Jahr ist jemand aus meiner Familie nach Bali gereist.
Ehrlich gesagt, weiß ich über das Land leider nicht so viel und denke vielleicht auch etwas

an Indien, da es viele Gemeinsamkeiten gibt wie hohe Temperaturen, Religionen, viel Natur. Außerdem denke ich an unsere Kolleg*innen am Goethe-Institut in Jakarta. Ich habe den Eindruck, dass es sehr sehr engagierte Leute sind.

Kwi, Südkorea
Ich weiß nicht viel über Indonesien. Freunde von mir reisten vor einiger Zeit nach Jakarta und an einen Strand. Es ist ein schönes und billiges Land. Eine Freundin erzählte, dass sie die Jazz-Szene dort mag. Ich weiß, dass es noch heute niederländischen Einfluss aus der Kolonialzeit dort gibt.

Sulagna, Indien
Als Absolventin der Vergleichenden Literaturwissenschaft muss ich bei „Indonesien“ sofort an das altjavanische Gedicht Kakawin Ramayana denken. Es wurde von Hindus auf Java etwa in den Jahren 856 und 930 geschrieben und gibt, wenn auch mit großen Unterschieden, das auf Sanskrit verfasste Ramayana im kakawin-Meter wider.
Wenn man vom modernen Indonesien spricht, stellt man sich ein exotisches Land mit blauem Meer, Inseln, hinduistischen und buddhistischen Tempeln und Moscheen vor. Menschen reisen nach Indonesien, um sich inmitten der ruhigen Natur zu entspannen. Und sie können historische Schauplätze und Sehenswürdigkeiten besuchen und sich ein Bild von der indonesischen Kultur machen.

Muhammad, Malaysia
Indonesien und Malaysia bilden zusammen mit weiteren Ländern in der Umgebung den Verbund „Südostasien“, doch wir wissen relativ wenig voneinander, vielleicht wir beide am ehesten noch, da unser beider Sprachen das Küstenmalaiisch von früher verbindet, aus dem sich dann in Indonesien Bahasa Indonesia entwickelt hat. Ich habe persönlich viele gute Beziehungen zu Indonesiern und war auch öfter dort. Australier und Europäer besuchen unsere Länder als „Ferienländer“ heute vorrangig zum Surfen, früher zum Erforschen unserer Völker als Heilsbringer anderer Religionen und/oder als Ethnologen.

Tessie, Philippinen
Indonesien ist unser Nachbarland im Süden, und sicher haben unsere beiden seefahrenden Völker einander schon viel länger gekannt, längst bevor die Philippinen und Indonesien beide kolonialisiert wurden und danach eigene Nationalstaaten wurden. Wir wissen ja inzwischen mehr über die frühen Bewegungen und Verbindungen über die Meere der pazifischen Völker miteinander. Die Menschen unserer beiden Länder haben sicher viel Leid erfahren durch die Kolonialisierung, die bei uns seit 1565 schon begann mit der spanischen Eroberung und Besetzung unseres Landes, nachdem Magellan dieser Inseln entdeckte für

Spanien und den Katholizismus. Es gab verschiedene Aufstände gegen die Fremdherrschaft. Seit 1907 waren wir dann unter US-Herrschaft und erreichten die Unabhängigkeit erst 1946, ähnlich wie Indonesien nach 350-jähriger Kolonialherrschaft der Niederländer. Auch das verbindet unsere Länder als gemeinsame Geschichte in ähnlicher Weise.
Unseren Nachbarstaat Indonesien habe ich nie offiziell als übergriffig oder bedrängend erfahren und auch die Indonesier nicht, die in den Philippinen leben und Handel mit uns betreiben. Wir sind uns als Nachbarländer in unserem Wesen und Verstehen miteinander sehr vertraut. In beiden Ländern herrscht Höflichkeit und Achtsamkeit anderen Personen gegenüber, darin verstehen wir uns gut, auch wenn unsere Sprachen unterschiedlich sind. Die Achtung voreinander ist unseren beiden Völkern wichtig. Auch zu Malaysia haben wir gute Beziehungen als Nachbarn. Weniger gut verstehen wir uns mit den Chinesen, da fürchten wir eher, sie wollen uns in neuer Weise kolonialisieren, wie bereits schon in einigen afrikanischen Staaten, doch das hatten wir bereits erlebt durch die Spanier und die USA und müssen das kein drittes Mal erleben. Die Philippinen möchten autark bleiben als eigener Staat und nicht unterwandert werden von chinesischen Systemen, die Teile der Philippinen aufkaufen und für ganz andere Zwecke benutzen, als unser Volk es möchte und braucht. Nach 3 Jahren Corona-Stop kann ich endlich wieder im Februar in die Philippinen fliegen und freue mich sehr darauf.

Nguyen, Vietnam
Ich glaube, Indonesien war früher als holländische Kolonie in einer anderen Abhängigkeit als wir auf dem Festland als französische Kolonien. Ich war nie in Indonesien, ich wollte lieber in den Westen, am liebsten in die USA, doch nun bin ich hier in Deutschland, aber das ist auch gut. Von Indonesien weiß ich nichts außer, dass es aus vielen Inseln besteht wie auch die Philippinen, und dass es da wie dort Kämpfe zwischen Islam und den Religionen Europas auf verschiedenen Inseln gibt.

Gloria, Neuseeland
Nachdem wir durch den Beruf meines Mannes nach Singapur gezogen sind, waren wir einige Male natürlich auch in Ferien auf indonesischen Inseln zu Besuch, auf Java und Bali und Sulawesi, um dort Natur zu genießen. Zwar kennen wir sie von Neuseeland auch und schätzen sie sehr. Doch wir schätzten die Natur in Indonesien, fern von Singapur, noch mehr und fühlten uns dort mehr zuhause als im strengen Stadtstaat Singapur.

Ben, USA
Ich kenne Indonesien nicht, war nie dort. Nein, es fällt mir gar nichts dazu ein.

Ricarda, Argentinien
Von Indonesien weiß ich so gar nichts, ich hab gar keine Idee dazu.

Scarlett, Guatemala
Ich stelle mir Indonesien als ein schönes Land vor mit viel Natur und mit alten Tempeln, die man dort besichtigen kann.

Die Assoziationen von Europäern zu Indonesien:

Henk-Jan, Holland
Ich denke an Korallenriffe, gutes Essen, Probleme zwischen Muslimen und Christen, hohe Berge, eine Inselwelt und an Orang-Utan.

Babette, Holland
Indonesien ist sicher ein sehr schönes Land, um dort mal Urlaub zu machen. Das würde ich gern einmal machen. Auf der anderen Seite fällt mir mein Großvater dazu ein, der manchmal ganz andere Sachen von Indonesien erzählte. Er war damals dort im Krieg und sagte, das sei die schlimmste Zeit seines Lebens gewesen.

Erik, Holland
Ich denke an indonesisches Essen. Es ist auch ein sehr muslimisches Land, und es gibt einige politische Probleme wie den Bombenanschlag auf Bali.

Tadgh, Irland
Elefanten! Gibt es Elefanten in Indonesien? Vermutlich nicht. Ich weiß gar nichts über Indonesien und denke immer an Thailand. Surfen, das weiß ich, dass man da surfen kann.

Nina, Finnland
Einer meiner Kommilitonen war Timotius Susantija. Sein Wesen hat mein Indonesien-Bild bestimmt. Er war (und ist vermutlich immer noch) zurückhaltend, fleißig, mild – und für mich ein wenig fern. Ich hatte das Empfinden, dass er sich als Gesandter seines Landes mit einem ernst zu nehmenden Auftrag sah: Medizin zu studieren und das Wissen nach Indonesien zu transferieren. Ich meinte, seine Ehrfurcht vor der großen Aufgabe zu spüren. Er war dadurch anders als die anderen Kommilitoninnen und Kommilitonen, die zwischendurch heiteren studentischen Unfug veranstalteten. Timotius hatte eine Aktentasche aus (Reptilien?)Leder. Für mich in den 70er Jahren befremdend, für Timotius vermutlich etwas Erlesenes. Vielleicht ist er ja von seiner Familie mit der wertvollen Tasche ausgestattet worden, als er nach Deutschland zum Studium ging.

Annick, Belgien
Ich weiß recht wenig über Indonesien. Ich weiß, dass es aus einer großen Anzahl Inseln besteht, darunter Borneo, Java, Neu-Guinea und Papua Neu-Guinea, das hauptsächlich zu Asien gehört, aber auch in einem Teil zu Australien; dass die Hauptstadt Jakarta ist, dass viele Sprachen gesprochen werden, und dass es viele Ethnien und Religionen gibt. Ich erinnere mich an den Tsunami und Erdbeben. Ich erinnere mich an eine Präsidentin. Meine „Stimmungsquellen" sind die Nähe zu den Niederlanden und der lockere Kontakt zu Indonesiern, die Erzählungen von Vätern (um die Hausgeburten ihrer Frauen) über das tägliche Leben. (Ich hatte einige indonesische Väter, doch nie indonesische Mütter.) Das Fundierteste, was ich über die Geburtshilfe in Indonesien gelesen habe, ist das Heft, das du uns im Kurs zur Bindungsanalyse zur Verfügung gestellt hattest (Anmerkung der Red.: *kita* 3, 2013 *„Schwangerschaft und Geburt in Indonesien"*) und Bücher über Volksmedizin auf Bali, von meinem Schwager für mich mitgebracht.

Agi, Ungarn
Es ist sehr schade, dass ich sehr wenig über Indonesien weiß. Ich weiß darüber nur, was ich im Fernsehen gesehen habe. Es gibt wunderbare Naturschätze, aber die Menschen kümmern sich nicht um sie. Ich hoffe, dass diese kleine Info auch nutzbar ist.

Julia, Österreich
Fische und Sonne, sonst weiß ich nicht viel, ich war noch nie dort.

Agata, Polen
Um dir zu schreiben, musste ich erst mal auf die Weltkarte schauen, um zu checken, wo eigentlich Indonesien liegt. Assoziationen habe ich eigentlich nur zu Bali – die Touristeninsel, wo man Yoga übt, Ayurveda. Mein Mann, der mal bei einer Zigarettenfirma gearbeitet hat, hat eine Assoziation, dass ziemlich viele Menschen dort rauchen, ca. 80 % der Bevölkerung. Aber wir wissen kaum etwas. Ich möchte gern einmal im Leben dahin fliegen, um zu sehen, wie es da ist. Ich behalte das auf einer Liste der Träume.

Franziska, Schweiz
Ich war noch nie in Indonesien. Doch ich hatte eine Freundin, die ein paar Jahre dort gelebt hatte vor langer Zeit als Kind und Jugendliche. Sie hat von der indonesischen Reistafel geschwärmt und versprochen, sie mal für uns zu machen. Doch es kam nie dazu. Die indonesische Reistafel muss sagenhaft, umfangreich und sehr, sehr fein sein, gibt viel Arbeit zum Vorbereiten.
Dann fallen mir dazu ein die wunderschönen (Material und Farben) indonesischen Stoffe und Kleider. Schöne, liebenswürdige indonesische Frauen, die in diesen wunderschönen traditionellen Kleidern anmutig indon. Tänze vorführen, und die Hände der Tänzerinnen

„tanzen“ kunstvoll mit. Das sah ich hier einmal vor langer Zeit bei einem Geburtstagsfest der besagten Freundin (Musik, Tanz, Anmut, Schönheit).
Es ist nicht viel, aber ich habe beim Erinnern gemerkt, wie lebendig die Bilder/Eindrücke noch sind.

Julian, Schweiz
Surfen! Und Tauchen, sonst fällt mir nix ein.

Franco, Italien
Es muss ein wunderschönes Land sein, liebe angenehme Leute, sehr einfach, korrekt.

Swetlana, Belarus
Die Sonne schien breit. Sie stand mitten im Grün, gekleidet in etwas Sommerliches und Hauchleichtes. Sie rauchte. Sie wirkte nachdenklich, einsam und ruhig. „Kommen Sie! Ich zeige Ihnen das Meer!“, sagte ich. Sie nickte, und es war, als hätten wir uns immer gekannt. Wir bewegten uns schweigend zwischen den Bäumen. Und da lag es. Ein warmes, endloses, leise sprechendes Meer. Die Zeit stand still. Die Welt hatte keine Grenzen mehr. „Dan akupun memandang ke laut yang bangkit ke arahku“.
So habe ich meine ersten indonesischen Vokabeln gelernt. Es war ein wunderbares Gefühl, eine Neufindung von sich selbst, das Eintauchen in eine andere Tiefe. Sie hieß Indonesien. Ein Land im Innen, besiedelt von Subagio Sastrowardoyos meditativen Gedichten, von pantun, kopi tubruk, seltsamen Beerdigungsbräuchen so manchen Inselvolks, dem Atlasfalter von Aya Zikken, den angenehm duftenden kretek, dem Mond in Köln. Der Mond weiß alles. Er beleuchtet den Weg eines Reisenden, egal ob in Köln oder Jakarta. Er steigt jede Nacht über dem Meer hoch und erblickt sich in seinem Spiegel. Noch war ich nie in Jakarta. Noch kann ich träumen.

Alexiej, Russland
Ich war nie dort, kenne aber jemanden von dort, der sehr patriotisch ist, obwohl er lange Zeit in Japan gelebt hat. Anders als ich scheint er eine Hass-Liebe-Beziehung zu seiner Heimat zu haben. Ich habe nur eine Hassbeziehung. Aber er kann das besser verstehen als Menschen aus den Erste-Welt-Ländern.

Erwägungen zu den Antworten
Bei den Interviews wollte ich nicht, dass Personen aus Deutschland befragt wurden, da wir im weiteren Kontext vielfach Sonderinteressen von Deutschland an Indonesien in seiner Vielfalt in *kita* präsentieren und lieber schauen möchten, was Indonesien anderen Ethnien sagt – oder auch nicht. Alle Interviews wurden ad hoc und ohne weitere Vorbereitung

erhoben. Leider kam es nicht dazu, dass wir auch Personen aus Afrika interviewt haben zu dem Thema. Bei den 12 Interviews mit Menschen außerhalb Europas, hier aus Süd- und Südost- wie aus Ostasien sowie den USA, Mittel- und Südamerika und Neuseeland zeigen sich via räumlicher Entfernung, wie ein Wissen um frühere Gemeinsamkeit oder auch um heutige globale Gemeinsamkeit abnimmt, falls nicht ein räumlicher Kontext gegeben ist. Dass Scarlett aus Guatemala an Tempel in Indonesien denkt, mag mit den frühen Maya-Tempeln im eigenen Land zu tun haben und mit der Entdeckung oder Erforschung, wie kunstvoll sie damals schon gestaltet wurden.

Die 14 zufälligen Interviews mit Teilnehmern aus europäischen Ländern richten sich in ihren Antworten zunächst insgesamt auf das Ferienland Indonesien aus, wie die Werbung dafür es verspricht. Doch unter ihnen sind auch die bleibenden Eindrücke zu Indonesien zu finden durch eine frühere Bekanntschaft mit einem mitstudierenden Indonesier, die in Gedanken wiederbelebt wird, oder die Bewegung zu einem indonesischen Meer in der Poesie und zum Lernen von Bahasa Indonesia oder zur erneuten Bewunderung der indonesischen Stoffe in der Erinnerung, bis hin zu Babette aus NL, die sich an die Aussage ihres Großvaters erinnert, dort sei die schrecklichste Zeit seines Lebens gewesen. Auch das gehört zu Indonesien. Das ist die einzige Erwähnung aus dem Freiheitskampf Indonesiens, von der in Europa jemand heute spricht.

Manche Hintergründe zu den Antworten verstehen wir so unmittelbar, manche mag auch jeder für sich verstehen oder könnte sich fragen, was würde er/sie ad hoc zu der Frage antworten, hätte jemand von uns ihn/sie mal gefragt. Vermutlich würden auch wir heute in Deutschland eher Indonesien als „Ferieninsel Bali“ im Sinn haben und kaum als Land mit seiner eigenen vielfach problematischen Geschichte.

Jürgen Dinkel

Reaktionen in der östlichen und westlichen Welt auf die Bandung-Konferenz 1955

Dr. Jürgen Dinkel, Historiker und Privatdozent am Historischen Seminar der Universität Leipzig, hat mit seiner Dissertation mit dem Titel *Die Bewegung Bündnisfreier Staaten Genese, Organisation und Politik (1927-1992)* eine Analyse einer der größten internationalen Organisationen der Gegenwart vorgelegt. Im Jahr 2014 erhielt er dafür den Dissertationspreis der Justus-Liebig-Universität Gießen. Im dritten Kapitel widmet sich Dr. Dinkel der Bandung-Konferenz 1955 und beleuchtet darin unter anderem die Reaktionen in anderen Ländern. Mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags drucken wir hier das *Kapitel 3.3.2 Reaktionen in der östlichen und westlichen Welt (S. 84ff)* ab.

Nach der Bandung-Konferenz
Reaktionen in der östlichen und westlichen Welt

Die Asiatisch-Afrikanische Konferenz von Bandung ist eines der von der westlichen Forschung am meisten unterschätzten internationalen Medienereignisse des 20. Jahrhunderts. Die Aufmerksamkeit, welche die Bandung-Konferenz weltweit von Journalisten, Wissenschaftlern, politischen Gruppierungen und Regierungen erhielt, lässt sich kaum überschätzen. Nach unterschiedlichen Angaben versandten die anwesenden Journalisten während der Konferenz täglich etwa 280.000 Worte über die Ereignisse in Bandung.

Die bedeutendste und weitverbreitetste Tageszeitung der Sowjetunion, die *Prawda*, berichtete im zeitlichen Umfeld der Konferenz zwei Wochen lang täglich in umfangreichen Artikeln und mit Bildern von dem Treffen. Nicht ganz so ausführlich, aber immer noch in großem Umfang, berichteten in den USA sowohl die großen Tageszeitungen wie die *New York Times* oder die *Washington Post* als auch die Presse der afroamerikanischen Bevölkerung wie der *Pittsburgh Courier* oder die *Amsterdam News*, die immerhin etwa eine Million Leser erreichten, über die Konferenz.
Auch in Europa berichteten die großen Wochen- und Tageszeitungen wie die *Times* und der *Guardian* in Großbritannien, *Le Monde* in Frankreich oder die *ZEIT* und die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* in Deutschland von dem Treffen in Bandung. Darüber hinaus strahlten verschiedene Radioanstalten Sondersendungen aus und auch im Fernsehen waren in den USA Nachrichten und Dokumentationen der *NBC* und der *CBS* über das Treffen zu sehen. Parallel zur medialen Berichterstattung fanden weltweit Vorträge und Tagungen mit bis zu 1.000 Teilnehmern statt, bei denen Journalisten, Wissenschaftler und Politiker über die Konferenz informierten.

Direkt im Anschluss an das Zusammentreffen begannen zudem Konferenzteilnehmer und -beobachter mit der Publikation von Dokumenten und Analysen der Konferenz. Bereits Ende September 1955 veröffentlichte der Konferenzsekretär Arjun Appado-

rai in der Zeitschrift *India Quarterly* und in einer eigenständigen Publikation seine Deutung der Bandung-Konferenz. Es folgten die Interpretationen des libanesischen Delegationsführers Charles Malik, des philippinischen Delegationsführer Carlos P. Romulo und des Konferenzinitiators John Kotelawala.

Schon ein Jahr nach der Konferenz erschienen die beiden bis in die Gegenwart maßgeblichen Quellensammlungen zur Konferenz von Bandung. Das indonesische Außenministerium publizierte alle Reden und verabschiedete Resolutionen unter dem Titel *Asia-Africa speaks from Bandung* und George McTurnan Kahin von der Cornell University veröffentlichte seine Einschätzungen der Konferenz, mit einem ebenfalls ausführlichen Dokumentenanhang unter dem Titel *The Asian-African Conference. Bandung, Indonesia, April 1955.*

Sogar das Polnische Institut für Auswärtige Angelegenheiten gab im Jahr 1955 eine Übersetzung der offiziellen Konferenzdokumente heraus. Es folgten in den kommenden Jahren zahlreiche weitere journalistische und wissenschaftliche Publikationen zur Bandung-Konferenz, die Horst Sasse in einer der ersten deutschsprachigen wissenschaftlichen Studie zur Konferenz im Jahr 1958 zu der Bemerkung veranlassten, dass „Wortverbindungen wie ‚Bandung-Ära‘, ‚Bandung-Block‘, ‚Geist von Bandung‘, ‚Bandung-Politik‘ [mittlerweile, J. D.] zum gesicherten Bestand der Zeitungs- und Umgangssprache wie der Sprache der Noten und Kommuniqués gehören.“

Die Bedeutung, welche die zeitgenössischen Medien der Konferenz beimaßen, zeigt sich jedoch nicht nur in der schieren Anzahl der Artikel, sie manifestiert sich auch in der Qualität der Berichte. Diese fanden sich häufig auf den Titelseiten der entsprechenden Zeitungen und Zeitschriften und waren zusätzlich mit Fotografien von der Konferenz versehen. Auch ließen die Autoren der entsprechenden Beiträge keinen Zweifel daran, dass die Konferenz von Bandung etwas Neues und Bedeutendes in der internationalen Politik darstelle. Ähnlich wie das zu Beginn des Kapitels zitierte *Time Magazine* sahen auch andere Journalisten und Wissenschaftler, unabhängig von ihrer politischen Ausrichtung in der Bandung-Konferenz, den „Beginn einer neuen Ära der Weltpolitik“, „eines der bedeutsamsten Ereignisse der Nachkriegszeit“, eine „Zäsur der Zeitalter“, „a novelty in international meetings“ oder „probably the most important [event, J. D.] of its kind to ever occur.“

Die einzelnen Darstellungen überboten sich regelrecht mit Superlativen in der Beschreibung der Konferenz, um deren Einzigartigkeit und Bedeutung hervorzuheben. John Drexler erwartete zwei Jahre nach der Konferenz, dass sie in der Weltgeschichte einen Platz einnehmen werde, wie „der Wiener Kongreß, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten oder

die Oktoberrevolution des Jahres 1917.“ Das Neue an der Konferenz von Bandung und ihre Bedeutung für die Geschichte des 20. Jahrhunderts resultierte den Angaben der zahlreichen Kommentatoren zufolge daraus, dass es die asiatischen und afrikanischen Regierungen trotz aller zwischen ihnen bestehenden Divergenzen geschafft hatten zu konferieren und als einheitlicher Akteur in der internationalen Politik aufzutreten.

Sie interpretierten die Konferenz, indem sie die Konferenzrhetorik aufgriffen, als einen Beleg für das „Erwachen der ehemaligen Kolonialvölker.“ Der Mitarbeiter des *Observer* Rawle Knox und sein Kollege vom *Manchester Guardian* hörten in Bandung die „Stimmen Asiens“, Carl T. Rowan die „Stimme der Stimmlosen“ und Richard Wright gar „die Stimme der Menschheit“. Zahlreiche Fotos der Regierungen und Karten, die den Artikeln über die Bandung-Konferenz beigefügt waren, verstärkten und visualisierten die Botschaft, dass die asiatischen und afrikanischen Staaten ihre „Stimme“ erhoben hätten und nun Akteur der internationalen Politik seien.

In der Mehrzahl waren die abgebildeten Karten Kopien der Landkarte, die in der Konferenzhalle in Bandung hing und einen Ausschnitt einer politischen Weltkarte zeigte, in denen die Teilnehmerstaaten als eigenständige Staaten eingezeichnet waren. Zum Teil zeigten sie die Kontinente Europa, Afrika und Asien sogar nur in Umrissen und als weiße Fläche, während die Teilnehmerstaaten farbig und einzeln benannt eingezeichnet waren. Sie verkehrten damit Weltkarten aus dem Kolonialzeitalter in ihr Gegenteil um, in denen lediglich die Staaten Europas eingezeichnet waren, während Afrika und Asien als „leere“ Räume erschienen waren. Auf visueller Ebene veranschaulichten sie, dass das Zeitalter des Kolonialismus und die Zeit, in welcher Europa mit seinen Karten den Blick auf die Welt bestimmte, vorbei waren. Zusammen mit Fotos von den Konferenzteilnehmern bildeten die Karten einen Gegendiskurs zum älteren Kolonialdiskurs, der sich in Tageszeitungen, Zeitschriftenartikel und Monographien niederschlug und welcher die neuen Staaten und deren Regierungen „hörbar“ und „sichtbar“ machte.

Alfred Sauvy verwendete den Begriff der Dritten Welt zwar bereits im Jahr 1952, aber erst die Bandung-Konferenz füllte ihn aus westlicher Sicht mit Inhalt, verlieh ihm Plausibilität und zeigte die postkolonialen Regierungen als neue Akteure in den internationalen Beziehungen. Die FAZ teilte ihren Lesern mit, dass die Bandung-Konferenz, die Unabhängigkeit der neuen Staaten überzeugender demonstriert habe, als dies „alle amtlichen Versicherungen, alle Statuten, Urkunden und Verfassungen zu tun vermocht haben.“

Vor diesem Hintergrund setzten sich die westlichen Regierungen, die einen Großteil ihrer Informationen über die Konferenz aus den Massenmedien erhielten, mit dem Treffen auseinander. Die Mitarbeiter des

britischen Foreign Office und des U.S. State Departments achteten Nehru und Zhou Enlai bereits vor der Konferenz als fähige und charismatische Politiker, denen sie durchaus zutrauten, andere Staats- und Regierungsoberhäupter von ihrer Politik zu überzeugen.

Mitarbeiter des Foreign Office befürchteten daher vor der Konferenz ein Übergreifen der asiatischen Dekolonisierungswelle nach Afrika, und John F. Dulles im State Department warnte vor einer weiteren Ausbreitung des Kommunismus. Die Konferenz, so die vorherrschende Meinung in Großbritannien und den USA, würde ihre Position in den internationalen Beziehungen schwächen. Beide Regierungen versuchten deshalb zunächst, die Konferenz zu verhindern. Im Dezember 1954 und im Januar 1955 riet die amerikanische Regierung den mit ihr verbündeten Regierungen in Bangkok (Thailand) und Monrovia (Liberia) von der Teilnahme ab und forderten die Bundesrepublik Deutschland parallel dazu auf, ebenfalls auf die genannten Länder einzuwirken, damit diese von einer Teilnahme Abstand nähmen.

Auch Großbritannien bemühte sich, die Regierungen seiner afrikanischen Kolonien von einer Teilnahme abzubringen. Mit dem Verweis darauf, dass Großbritannien offiziell die Außenpolitik der eingeladenen Zentralafrikanischen Republik und der Goldküste bestimme, bestand London darauf, dass deren politische Führungen ihre Konferenzteilnahme absagten. Während Großbritannien dadurch die Teilnahme der Zentralafrikanischen Republik tatsächlich verhindern konnte, führten diese Maßnahmen in der Goldküste immerhin dazu, dass Kwame Nkrumah auf seine persönliche Teilnahme an der Konferenz verzichtete.

Relativ schnell merkten die Regierungen in Washington und London allerdings, dass sie die Konferenz nicht verhindern konnten, auch wenn einzelne (provisorische) Regierungen wie die in Bangkok oder Salisbury (dem heutigen Harare) signalisierten, von einer Teilnahme abzusehen.

Im Januar 1955 änderten sie daraufhin ihre Strategie hin zu einer Beeinflussung der Konferenz. Anstatt weiterhin zu versuchen, die Konferenz zu verhindern, bemühten sie sich nun darum, den Konferenzverlauf mithilfe verbündeter eingeladener Staaten zu steuern. Sie forderten ihre Bündnispartner nun explizit auf, an der Konferenz teilzunehmen und große, gut unterrichtete Delegationen zu entsenden. Denn die politische Position des Westens, so schien es den Regierungen in Washington und London im Frühjahr 1955, würde in Bandung nicht durch ähnlich erfahrene und angesehene Diplomaten und Politiker vertreten werden wie die des kommunistischen Ostens oder der Anhänger einer neutralen Außenpolitik.

Die USA und Großbritannien erstellten daraufhin Richtlinien und trugen Argumente zusammen, mit denen sie die Delegationen verbündeter Staaten ausstatteten und mit denen diese die Politik des Westens verteidigen sollten.

Auf den Philippinen führte die diplomatische Intervention der Amerikaner sogar dazu, dass die Regierung dem General und UN-Diplomaten Carlos P. Romulo den Rang eines Ministers ohne Geschäftsbereich verlieh, um ihn anstelle des aus Washingtoner Sicht überforderten und unfähigen Außenministers zum Delegationsführer ernennen zu können.

Auch die entsandten Journalisten erhielten durch diese Strategie eine neue Funktion und Bedeutung. Sie sollten durch informelle Gespräche auf die Stimmung der Konferenz einwirken und für eine möglichst positive Berichterstattung sorgen. Durch diese Maßnahmen beeinflussten die westlichen Staaten zwar den Konferenzverlauf, letztendlich mussten sie sich aber eingestehen, dass sie die Konferenz und den Konferenzverlauf nicht steuern konnten. Stattdessen mussten sie nach der Konferenz die Fragen beantworten, wie sie sich gegenüber den Konferenzforderungen und allgemeiner gegenüber den neuen postkolonialen Staaten verhalten sollten. Denn daran, dass die neuen Staaten neue Akteure der internationalen Beziehungen darstellten, konnte den Analysen des Foreign Office und des State Departments zufolge kein Zweifel mehr bestehen.

Angesichts der Tatsache, dass größere internationale Konferenzen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges nur in der westlichen Welt stattgefunden hatten, demonstrierten alleine das Stattfinden der Konferenz und der reibungslose Konferenzlauf, dass die neuen Regierungen willens und in der Lage waren, in der internationalen Politik zu partizipieren. Im Auswärtigen Amt der Bundesrepublik sahen die Mitarbeiter in der Konferenz sogar den Kristallisationspunkt für eine mögliche dauerhafte Kooperation der asiatisch-afrikanischen Staaten in Form einer „farbigen UNO“. Auch wenn nicht alle Analysten so weitreichende Folgen erwarteten, bestanden die postkolonialen Regierungen mit der Organisation und der ordnungsgemäßen Durchführung der Bandung-Konferenz gewissermaßen ihre Reifeprüfung, was ihren inhaltlichen Forderungen zusätzliches Gewicht verlieh und weswegen sie in der Außenpolitik der westlichen Länder an Bedeutung gewannen.

Die europäischen Kolonialmächte Frankreich und England zeigten sich denn auch besorgt über die zahlreichen diplomatischen Angriffe auf ihre Kolonialpolitik. Der französische Botschafter Renaud Sivan berichtete über die Kolonialdebatte in Bandung nach Paris, dass die französische Kolonialpolitik von allen Teilnehmern kritisiert und von keinem verteidigt worden sei.

Auch die Mitarbeiter des Foreign Office kamen, obwohl in ihren Augen die Konferenz einen besseren Verlauf als zuvor erwartet genommen hatte, zu dem Ergebnis, dass die Beschlüsse von Bandung die Aufrechterhaltung und Fortführung ihrer Kolonialherrschaft erschweren würden. Sie erwarteten, dass die postkolonialen Staaten sie in den Vereinten Nationen

noch häufiger als in der Vergangenheit aufgrund ihrer Kolonialpolitik kritisieren werden würden. Zugleich befürchteten sie, dass die afrikanischen Delegierten aus der Konferenz neue Motivation für ihren antikolonialen Kampf schöpfen und sich der Sympathie und Unterstützung der asiatischen und arabischen Länder versichert hatten. Großbritannien, Frankreich und die USA kamen zu dem Ergebnis, dass es nach Bandung schwerer werde, die europäische Kolonialherrschaft zu legitimieren.

Während Großbritannien daraus jedoch den Schluss zog, die positiven Ergebnisse ihrer Kolonialpolitik in Afrika deutlicher zu propagieren und keineswegs an den Rückzug aus seinen afrikanischen Kolonien dachte, stellte sich diese Entwicklung für die USA anders dar. Denn die Regierung in Washington war weniger an den Folgen der Konferenz für die Zukunft kolonialer Herrschaft denn vielmehr an deren Auswirkungen auf den Ost-West-Konflikt interessiert.

Erst vor diesem Hintergrund lässt sich die Interpretation und Bewertung der Kolonialdebatte aus der Sicht Washingtons richtig einordnen. Die Regierung Eisenhowers sah in der andauernden und heftigen Kritik an ihren europäischen Verbündeten und an ihrer eigenen Rassenpolitik einen entscheidenden Nachteil gegenüber der Sowjetunion im Werben um Sympathien und Verbündete in der postkolonialen Welt. Während die Sowjetunion immer wieder in der Kolonialfrage öffentlich die Forderungen der postkolonialen Länder unterstützte und sich als antiimperialistisches Land darstellte, musste die amerikanische Regierung regelmäßig ihre europäischen Verbündeten und ihre eigene Rassenpolitik verteidigen. Obwohl die USA selbst auf eine lange Tradition des Antikolonialismus zurückblicken konnte, befürchtete die Regierung Eisenhowers nach der Bandung-Konferenz, dass sie in der Konstellation der 1950er Jahre den Kampf um die Gunst der postkolonialen Regierungen verlieren würde. Nach der Auswertung der Bandung-Konferenz und bereits vor der Suez-Krise kamen amerikanische Analysten zu dem Ergebnis, dass das Zeitalter des Kolonialismus vorbei sei. Anstatt weiterhin die Kolonialpolitik ihrer europäischen Verbündeten zu unterstützen, solle sich die amerikanische Regierung vielmehr durch die Vergabe von Entwicklungshilfe und der Aufnahme von Gesprächen um die Sympathien und Unterstützung der postkolonialen Regierungen bemühen, vor allem um diejenigen, die in ihren Augen eine neutrale und bündnisfreie Politik verfolgten und sich in dem Konflikt mit der Sowjetunion noch nicht eindeutig positioniert hatten.

Denn die Konferenz habe sowohl die Attraktivität des westlichen Gesellschaftsmodells für die neuen Regierungen aufgezeigt als auch, dass der Westen in der postkolonialen Welt zahlreiche Fürsprecher besitze. An diese positiven Befunde solle die Regierung anknüpfen und weiter um Zustimmung und Unterstützung in der postkolonialen Welt werben.

Die Folgen dieses Umdenkens zeigten sich bereits im Jahr 1956 während der Suez-Krise, als die USA ihre Verbündenden, namentlich Großbritannien, Frankreich und Israel, von ihrer geplanten Intervention in Ägypten abbrachte, sowie langfristig in den Versuchen, die postkolonialen Regierungen für sich zu gewinnen, wobei dabei deren antikommunistische Einstellung entscheidender war als ihre Bekenntnisse zur Demokratie.

Eine ähnliche Hinwendung zu den postkolonialen Regierungen vollzog zeitgleich die sowjetische Regierung. Bereits zum Ende der Stalin-Zeit und mit der Verlagerung des Kalten Krieges in die postkoloniale Welt begann die Sowjetunion wieder verstärkt, sich als antiimperialistische Macht darzustellen und das Kolonialthema für ihre Außenpolitik zu instrumentalisieren. Denn durch die Unterstützung der antikolonialen Forderungen, die ausschließlich gegen westliche Länder gerichtet waren, konnte sich die Sowjetunion vor allem in den Vereinten Nationen immer wieder als Verbündeter der postkolonialen Regierungen darstellen und um deren Sympathien werben.

Nach dem Tod Stalins im Jahr 1953 versuchte die Sowjetunion unter Nikita Sergejewitsch Chruschtschow dann aktiv, ihren Einfluss in der postkolonialen Welt zu vergrößern. Hierzu reaktivierte sie zunächst ihren kommunistischen Internationalismus und versuchte, über das Netzwerk sozialistischer und kommunistischer Parteien und kommunistischer Organisationen ihren Einfluss in der postkolonialen Welt auszubauen.

Den Höhepunkt dieser Bemühungen markierte die vom kommunistischen Weltfriedensrat organisierte Asian Conference for the Relaxation of International Tension vom 6.–10. April 1955 in Neu Delhi, gut eine Woche vor Beginn der Bandung-Konferenz. An dem Treffen nahmen etwa 300 Delegierte kommunistischer Parteien aus den asiatischen Ländern und der Sowjetunion teil, wobei die sowjetischen Delegierten probierten, über die asiatischen Delegierten Einfluss auf die folgende Bandung-Konferenz zu nehmen.
Dies gelang ihnen jedoch nicht. Das Treffen rief im Gegenteil sogar die Kritik der postkolonialen Regierungen hervor, welche in der Konferenz sowohl eine unnötige Konkurrenzveranstaltung zur Bandung-Konferenz sahen als auch einen weiteren Versuch der Sowjetunion, über kommunistische Netzwerke ihre Regierungsgewalt zu untergraben. Relativ schnell stellte der Kreml daher diese Art der versuchten Einflussnahme ein und konzentrierte sich auf eine andere Strategie.

Die Sowjetunion bemühte sich seit dem Jahr 1953 durch politische und ökonomische Hilfsmaßnahmen um die Gunst der postkolonialen Regierungen und versuchte, ihren Einfluss in der postkolonialen Welt auszubauen. Diese Entwicklung verstärkte die Konferenz noch einmal deutlich. Denn ähnlich wie die westlichen Regierungen

hatte die Sowjetunion nicht damit gerechnet, dass die postkolonialen Staaten in der Lage wären, eine international beachtete Konferenz zu organisieren. Zudem war die sowjetische Führung über ihren geringen Einfluss auf den Konferenzverlauf schockiert.
Im Kontext des Kalten Krieges und als Folge der Konferenz revidierte der Kreml zunächst sein ideologisches Weltbild. Seit der Verkündung der Schdanow-These im Jahr 1947 teilte die sowjetische Führung die Staaten der Welt in zwei Lager, das kommunistische und das kapitalistische. Nikita S. Chruschtschow hielt in seiner Zwei-Lager-Theorie zwar grundsätzlich an diesem bipolaren Modell fest, differenzierte es aber aus und nahm eine Neuverortung der postkolonialen Staaten vor. In seiner Theorie bestand das eine Lager nun nur noch aus den kapitalistischen Staaten, während er alle anderen – postkolonialen und kommunistischen Staaten – der Zone des Friedens zuordnete. Damit stellte die sowjetische Führung auf ideologischer Basis eine neue Nähe zu den postkolonialen Staaten her, die sich semantisch im sowjetischen Völkerrechtsdiskurs niederschlug und die Aufnahme von tiefergehenden Beziehungen zu den postkolonialen Staaten ermöglichte.

Gleich im Anschluss an die Konferenz von Bandung reiste Chruschtschow zudem noch im Jahr 1955 nach Indien, Burma und Afghanistan, um die dortigen Regierungen persönlich zu treffen. Als erster Vorsitzender der KPdSU besuchte er die südostasiatische Region und trug damit zu einer Neujustierung der sowjetischen Außenpolitik bei, welche die Delegierten des 20. Parteitags der KPdSU im Jahr 1956 bestätigten, indem sie die Dekolonisierung positiv interpretierten und die Sowjetunion zum „natürlichen Verbündeten“ der postkolonialen Staaten erklärten.

Auch vor dem Hintergrund der Dulles’schen Eindämmungspolitik und der erneuten Diskreditierung der sowjetischen Politik nach der Invasion in Ungarn im Jahr 1956 eröffnete sich die sowjetische Führung mit ihrer Hinwendung zu den Staaten der südlichen Halbkugel neue Handlungsspielräume, die sie in den nächsten Jahren ausbaute.

Im Jahr 1956/57 wurde das *Institut für Weltwirtschaft und internationale Beziehungen* in Moskau gegründet, um die sowjetische Führung bei den Planungen ihrer außereuropäischen Politik zu beraten. Die Sowjetunion erhöhte Ende der 1950er Jahre ihre finanzielle und militärische Hilfe für bestimmte Regierungen, die sie als befreundet und als Führungskräfte in bestimmten Regionen einschätzte. Beispielsweise unterstützte sie Jawaharlal Nehru in Asien, Patrice Lumumba und Gamal Abdel Nasser in Afrika und Fidel Castro in Lateinamerika.

In der Generalversammlung der Vereinten Nationen befürwortete die Sowjetunion im Jahr 1960 die *Declaration on the Granting of Independence to Colonial Countries*

and Peoples und im Jahr 1961 öffnete in Moskau die Universität der Völkerfreundschaft für Studenten aus Asien, Afrika und Lateinamerika.

Nach der Bandung-Konferenz begann eine Phase der intensiven politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Kooperation der Sowjetunion mit einzelnen außereuropäischen Ländern, wodurch sich der Fokus der sowjetischen Außenpolitik über Europa hinaus auf die postkoloniale Welt erweiterte.

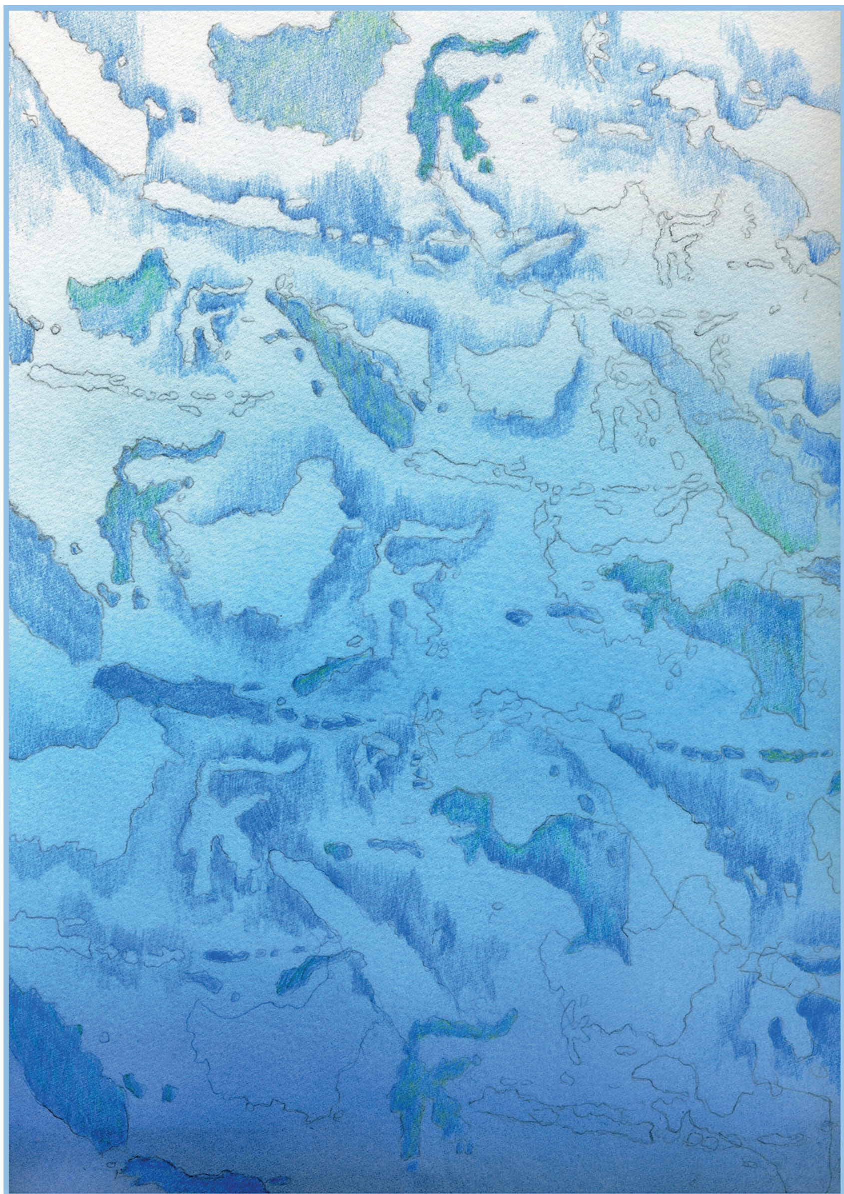
Mitte der 1950er Jahre globalisierte sich der Kampf zwischen Kapitalismus und Kommunismus, und die Sowjetunion erkannte ebenso wie die USA die Eigenständigkeit und Bedeutung der postkolonialen Staaten an. Die Aufnahme aller Bandungstaaten in die Vereinten Nationen in den Jahren 1955 und 1956 bestätigten diese Einschätzung. Der Kampf der Supermächte um die Gunst und um Einfluss unter den postkolonialen Regierungen gewann an Dynamik.

In
Jürgen Dinkel *Die Bewegung Bündnisfreier Staaten – Genese, Organisation und Politik (1927–1992)*, Dissertation

Publiziert in
Studien zur Internationalen Geschichte, Band 37
Herausgegeben von Eckart Conze, Julia Angster, Marc Frey, Wilfried Loth und Johannes Paulmann

ISBN 978-3-11-040409-8
e-ISBN (PDF) 978-3-11-040418-0
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-040424-1

Wichtiger Hinweis
Fußnoten wurden aus redaktionellen Gründen aus dem hier abgedruckten Text entfernt. Referenzen, Zitatangaben und andere Verweise sind im Original enthalten.
https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110404180/html#contents



Peter Berkenkopf *Außen- und Innenbetrachtungen eines Archipels*
Zeichnung, 2023

Dieter Mack

Komponisten/innen im Einflussbereich Indonesiens

Eine etwas unfreundliche Einleitung

Die Zeiten ändern sich: Noch in den 1980er Jahren wäre man in Deutschland angesichts solch eines Themas von Beginn an eher der Häresie bezichtigt worden – es sei denn man hätte solch eine Betrachtung exklusiv im Stil einer kritischen, teilweise vielleicht hämischen Kritik abgefasst. Als ein westlicher Künstler – und hier muss man hinzufügen insbesondere deutscher Provenienz –, der sich mit anderen Kulturen beschäftigt, stand man bis Ende der 80er Jahre gleichsam automatisch im schlimmen Verdacht des Neo-Kulturimperialismus oder Neo-Kolonialismus oder was auch immer. *„…Kommerzielle Ausbeutung der anderen Kultur…“* und *„…exotische Anbiederung…“* (in der eigenen) waren und sind teilweise noch heute populäre Anschuldigungen. In neuester Zeit ist dann „kulturelle Aneignung“ der Schlüsselbegriff, um als erklärter Gutmensch im Rahmen sogenannter Dekolonialisierung alles richtig zu machen.

Ebenso gängig waren – allerdings in der Konsequenz harmlosere – Bezichtigungen, dass man sich somit zu esoterisch weltfremden Heilslehren hingewandt hätte. Solch ein Vorurteil kam schon in dem Moment zustande, als man zum Beispiel ein indonesisches Batikhemd trug. Man konnte de facto streng seriell [1] (in der Nachfolge eines Pierre Boulez oder auch Karlheinz Stockhausen) komponieren. Stand jedoch in der Biographie, dass man einmal kurzzeitig balinesisches Gamelan studiert habe, wurde man umgehend in eine bestimmte Ecke abgedrängt, und gnadenlos „abgestempelt“. Daran hätten selbst öffentliche Schuldeingeständnisse und vielleicht eine Art reuevolles Glaubensbekenntnis zur alleinig gültigen mitteleuropäischen Tradition in der Folge vor allem Adorno‘scher Fortschrittsideologie nichts geändert.

> *Die Regeln* [hier bezgl. Schönbergs „Variationen für Orchester“] *sind nicht willkürlich ausgedacht. Sie sind Konfigurationen des geschichtlichen Zwanges des Materials.* [2]

Wie gesagt, die Zeiten ändern sich, denn zahlreiche agitatorische Wortführer jener Zeit schämten sich schon in den 1990er Jahren und bis heute nicht, zum Beispiel einen Kompositionswettbewerb zu veranstalten, oder zumindest dabei mitzuwirken, bei dem die „Auseinandersetzung mit einer fremden Kultur“ (was das auch immer heißen mag!) als Bewerbungsvoraussetzung gefordert wird. Heute scheint es demnach eher opportun, mit solchen Programmen an die Öffentlichkeit zu gehen und solche „Begegnungen“ geradezu als zeitgemäß hochzustilisieren, sieht man von den jungen Wortführern:innen des aktuellen Essentialismus ab. [3]

Es sei nicht verhehlt, dass sich hinter dieser kurzen einführenden Polemik ein Quentchen Lebenserfahrung des Autors verbirgt, eine, zugegebenermaßen, bittere Erfahrung, wenn

man sich jahrzehntelang lang unermüdlich für bestimmte Dinge einsetzt.
Ironischerweise finden sich in der europäischen Kulturgeschichte zahlreiche (um nicht zu sagen erstaunlich viele) Hinweise auf umfassende Einflüsse anderer Kulturen auf die mitteleuropäische. Warum die Musikgeschichtsschreibung diese Tatsache bisher fast immer geflissentlich verschwiegen hat, wäre eine eigene Untersuchung wert.
Eine rühmliche Ausnahme bildet hierbei Peter Gradenwitz:

> *[...] dass es schon immer Berührungspunkte zwischen den Hochkulturen der Welt gegeben hat. Die Ursprünge der westlichen Kulturen weisen auf uralte kulturelle Werte der Welten des Orients zurück, und zu allen Zeiten der Kultur- und Kunstgeschichte der westlichen Länder lassen sich früher kaum geahnte Zusammenhänge und Parallelen, Wechselbeziehungen und gegenseitige Einflussnahmen entdecken, auch wo man bisher an eine ganz eigenständige abendländische Entwicklung geglaubt hatte.* [4]

Schon diese kurze Übersicht zeigt, dass in der Beurteilung der eigenen Kulturentwicklung vieles nachzuholen bzw. richtigzustellen wäre. Dieser Beitrag kann dies natürlich nicht einmal ansatzweise leisten. Bei der folgenden beschränkten Darstellung soll uns vor allem das 20. Jahrhundert interessieren und vor allem Künstler/innen aus Deutschland bzw. Frankreich, die in einer wie auch immer gearteten Beziehung zu Indonesien stehen. weil darüber auch die besten Informationen existieren, und teilweise die betroffenen Personen sogar noch leben.

Schon eine kurze Untersuchung zeigt, dass man sich um die Jahrhundertwende (19./20. Jhd.) ziemlich ausschließlich auf Frankreich konzentrieren kann. In den 1920er und 1930er Jahren kann man die ersten Tendenzen in Amerika, vor allem über Kalifornien, erkennen, die ich jedoch in diesem Beitrag ausspare (Colin McPhee, Lou Harrison, Jody Diamond). Die dortige Entwicklung bezüglich der Einflüsse asiatischer Musikkulturen nahm von Beginn an einen ziemlich rasanten Verlauf, vor allem in den späten 60er Jahren. Damals gab es zudem verschiedene Ansätze in der Popmusik und im Jazz, nicht zuletzt ausgelöst durch die kalifornische Hippiewelle, und vielfach eher ideologisch geprägt, im Sinne einer neuen Flucht vor der Realität – also im Großen und Ganzen ziemlich missverstanden!
Insofern sollen an dieser Stelle zwei grundsätzliche Dinge, fern aller ideologischen Polaritäten festgehalten werden. Zofia Lissa schreibt dazu:
(...) dass eine wesentlich „universale“ Musik nie existierte; es gab nur immer die Musik eines bestimmten Milieus, einer Schule, eines Volkes. Wenn es in Bezug auf die Literatur stimmt, dass sie nie völlig adäquat übersetzbar ist, so ist auch die Musik – nicht semantisch, daher ohne Übersetzung auskommend – im Grunde nicht restlos „übersetzbar“, denn sie stößt auf verschiedene Perzeptionshaltungen, Gewohnheiten, Traditionen, verschiedene auditive und begriffliche Interpretationen; in einem ihr fremden Milieu gelangt sie in ein anderes „semiotisches Feld“ [5].

Dem würde ich vorbehaltlos zustimmen. Der zweite Aspekt ist jedoch, dass kulturelle Kontakte zwischen Menschen, Ethnien – oder was auch immer – wahrscheinlich so alt sind wie die Menschheit. Man darf nie vergessen, dass wir die Umstände in der Regel nur danach beurteilen, was uns als historisches Faktum bekannt ist. Wir wissen aber in der Regel nichts darüber, was vor diesen Zeiträumen bereits geschehen ist. Kulturen und ihre künstlerischen Ausdrucksformen sind immer im Prozess, und jede Definition – wie auch diese – ist letztlich nur eine Momentaufnahme von unendlich diversen Prozessen und Begegnungen. Dass viele Situationen mit Macht, Gewalt und Unterdrückung zu tun hatten, ist ebenso einsichtig und muss vorbehaltlos angesprochen werden. Das würde jedoch den Rahmen dieser Darstellung sprengen. [6]

Kehren wir nun zu ein paar Beispielen zurück. Dass wir in Frankreich beginnen, liegt in der Natur der Sache. Deutschland hatte zur Jahrhundertwende keine wie auch immer gearteten Beziehungen zu der Region, die dem heutigen Indonesien entspricht.

Paris um die Wende 19. – 20. Jahrhundert – Der „Fall" Claude Debussy

Paris um die Jahrhundertwende war wie kaum eine andere Metropole ein pulsierender Schmelztiegel verschiedenster kultureller Einflüsse. Die Auffassung, dass dies auf den Einfluss von Frankreichs Kolonien zurückzuführen ist, greift nur bedingt. Tatsächlich war Paris auch zugleich ein Anziehungspunkt für viele ausländische Künstler, Philosophen und kosmopolitische Lebenskünstler. Sie prägten, vor allem in den Salons der Oberschicht, zu einem nicht unwesentlichen Anteil die Kultur des späten 19. Jahrhunderts. Die wesentlichen künstlerischen Stilrichtungen waren vertreten, allen voran eine umfassende Tendenz zum Manieristischen, Fantastisch-Grotesken [7], ja sogar Fatalistisch-Morbiden, was in der Regel unter dem Begriff des literarischen Symbolismus firmierte (Maeterlink, Mallarmé). Auf der Suche nach neuen Reizen, Anregungen etc. hatte auch eine Art „Exotismus" eine gewisse Blüte, vor allem auf der Basis einer „back to nature" oder „back to the roots" Ideologie, die offensichtlich schon zu jener Zeit als indirekte Reaktion auf die wachsende Entmystifizierung und entfremdete Funktionalisierung des modernen Industriezeitalters aufzufassen ist.
Ob dabei auch eine tiefergehende Auseinandersetzung mit anderen Kulturen oder deren Gedankengut stattgefunden hatte, lässt sich aus heutiger Sicht kaum verifizieren. Individuell mag dies sicher passiert sein, ohne sofort in eine „Gauguin'sche Flucht in die Südsee" auszuarten. Meist spricht fasziniertes Staunen aus den überlieferten Berichten, und nur selten erklingt ein etwas pejorativer Unterton.

In der Literatur wird in der Regel Claude Debussy (1862-1917) als erster Komponist geführt, der angeblich neue Visionen durch den Einfluss von Gamelanmusik entwickelte und damit eine spezielle französische bzw. interkulturelle Note in die europäische Musikkultur

einbrachte [8]. Auch Debussy stand zu Beginn unter dem übermächtigen Eindruck Richard Wagners, allerdings nur, um sich schnell davon zu lösen, vor allem wegen der, so Debussy, penetranten Dominanz der sogenannten „Leitmotive“, die in ihrer Omnipräsenz das „mystère“ der musikalischen Kunst entreißen würden. Debussys außerordentliche Offenheit gegenüber anderen Kunstformen [9] ist die eine Seite. Sein kompromissloser Glaube an die Authentizität und Originalität der eigenen Idee, den eigenen Ausdruck ist die andere. Hier unterscheidet er sich kaum von seinem nicht weniger berühmten Zeitgenossen Maurice Ravel (1875-1937), dessen Markenzeichen geradezu die Stiladaption war. Bei Ravel jedoch war sie äußere Fassade, gleichsam eine gewollte, sich selbst auferlegte Beschränkung im Sinne der Objektivierung der eigenen direkten Subjektivität.

Beide Komponisten hat man musikgeschichtlich immer wieder mit asiatischen Einflüssen in Verbindung gebracht. Man macht es sich allerdings damit ein wenig zu leicht, ja man scheint die schöpferische Kraft und Autonomie eines Komponisten ein wenig falsch einzuschätzen. Bleiben wir bei Debussy, dem man immer wieder Einflüsse des javanischen Gamelan gleichsam „unterzuschieben“ trachtete. Anlass dazu bot die Weltausstellung im Jahre 1889, bei der tatsächlich ein sundanesisches (!) Ensemble mit zentraljavanischen Tänzern/innen auftrat [10].

Es ist wohl wahr, dass sich Debussy sehr bewundernd über diese Musik geäußert hat. Aber man sollte nicht vergessen, dass Debussys Ästhetik solchen Verfahrensweisen, die in javanischer und sundanesischer Gamelanmusik zentral sind (Heterophonie, Kernmelodiegebundenheit, mehrere Klangebenen, Pentatonik), automatisch nahestand, so dass man besser von einer Bestätigung sprechen sollte. Zudem: alle als „vom indonesischen Gamelan beeinflusst“ bezeichnete Verfahren bei Debussy kann man problemlos in der Klavierkomposition „1er Arabesque“ nachweisen. Dieses Werk wurde jedoch im Jahre 1888, also ein Jahr vor der Weltausstellung, komponiert. Es sollte auch nicht vergessen werden, dass Pentatonik im europäischen Kulturraum nicht unbekannt ist. Angefangen beim gregorianischen Choral, über verschiedene Volksmusikformen bis hin zu Kinderliedern etc., kann man immer wieder pentatonische Elemente vorfinden.

Die Tatsache, dass bei zwei Musikkulturen Entsprechungen vorzufinden sind, muss nicht automatisch mit einer gegenseitigen Beeinflussung zusammenhängen. Bestimmte Dinge können sich an verschiedenen Plätzen ähnlich entwickeln. Analoge Zielsetzungen können unter bestimmten Umständen zu ähnlichen Mitteln führen, und gerade die anhemitonische Pentatonik scheint eine dieser primären Elemente der Skalenbildung auf der ganzen Welt zu sein.

Olivier Messiaen: „Mon Petit Gamelan"

Französische Komponisten haben sich in der Folge wenig mit der Musik Indonesiens auseinandergesetzt. Indien stand eher zur Debatte (siehe bei Albert Roussel oder auch Charles Koechlin). Nur bei Olivier Messiaen (1908-1992) finden wird den von ihm selbst geprägten Ausdruck „mon petit gamelan" für eine bestimmte Tutti-Phrase in seiner monumentalen „Turangalîla Sinfonie". Hier handelt es sich weder um ein Zitat, eine bewusste Transformation oder Ähnliches, sondern allenfalls um eine spezifische Klanglichkeit des Einsatzes von Schlaginstrumenten und pulsartigen Rhythmen, die entfernt – und nur dann, wenn man sich gut auskennt – an balinesisches Gamelan erinnern mögen. Es war Messiaens religiös motivierte Bescheidenheit, jede Quelle seiner Inspiration preiszugeben, selbst wenn es inhaltlich kaum von Belang gewesen wäre. [11]

Die holländische Szene

Es ist naheliegend, dass sich vor allem in Holland junge Komponisten/innen mit dem kolonialen „Erbe" auseinandersetzen. Tatsächlich geschah dies weniger häufig. Neben Komponisten wie Will Eisma (*1929) und Sinta Wullur (*1958), die in Indonesien geboren wurden, war es vor allem Ton de Leeuw (1926-1996), der sich um eine Art „Verschmelzung der Musikkulturen bemühte und vor allem mit Gamelan-Instrumenten operierte. So entstand das bekannte Ensemble „Gending" (1975), das mit der gleichnamigen Komposition von Ton de Leeuw seine Karriere begann. Zu nennen wären auch Roderick de Man (*1941), Theo Lovendie (*1930) und der Jazzmusiker Klaus Kuiper (1956-2016).

Der Sonderfall: Karlheinz Stockhausen und die Weltmusik: „Telemusik" (1966)

Eine Sonderstellung nimmt in jeder Hinsicht das Werk „Telemusik" (1966) von Karlheinz Stockhausen (1928-2007) ein, weswegen dieses Werk separat besprochen werden soll. Wohl kaum eine Komposition der 60er Jahre hat im Rahmen der Thematik „Weltmusik", „Interkulturalität", „cross over", etc. solch verschiedenartige Reaktionen und Polemiken hervorgerufen, wie die elektronische Komposition „Telemusik" von Karlheinz Stockhausen.

Rein technisch handelt es sich bei diesem Werk um eine Tonbandkomposition, basierend auf zahlreichen originalen Volks-, Kunst- und Ritualmusik-Ausschnitten verschiedenster Ethnien (siehe untenstehendes Zitat), verschiedenen „thematischen" elektronischen Klängen von Stockhausen selbst und zahlreichen, sogenannten Intermodulationen zwischen diesen beiden Ebenen. Das originale Material wird also elektronisch verfremdet, transformiert, überlagert, vermischt etc. Eine Lautstärkeverlauf balinesischer Gamelan-Musik kann zum Beispiel tempoverändernd für die Musik des japanischen Nô-Theaters sein, usw. Überhaupt überwiegt das „Japanische" in mehrfacher Hinsicht, denn zu jener Zeit besuchte Stockhausen Japan und erarbeitete dort auch dieses Werk.

Vom „timing“ des Werkes her gesehen, überwiegt jedoch deutlich ein linear dramaturgisches Verhältnis zur Zeit, wie es für den europäischen Kulturraum charakteristisch ist.

Lesen wir zunächst Stockhausens Text zu „Telemusik“ auf dem Plattencover der DG-Schallplatte [12]:
...Während der ersten acht oder neun Tage konnte ich nicht schlafen... besonders eine Vision kam immer öfter wieder... eine Vision von Klängen, neuen technischen Prozessen, formalen Beziehungen, Bildern der Notation, das zu verschlungen war, um in einem logischen Prozess dargestellt zu werden. Zu alledem wollte ich einem immer wiederkehrenden Traum näherkommen: einen Schritt weiter zu gehen in die Richtung, nicht meine Musik zu komponieren, sondern eine Musik der ganzen Erde, aller Länder und Rassen....

Tatsächlich scheint diese Komposition Sprengstoff in sich zu tragen, den Stockhausen selbst sicher nicht intendiert hat.
In diesem Kontext stellt sich immer wieder die Frage, wie man solch ein Werk beurteilen soll? Kann man nur von musikimmanenten Kriterien ausgehen? Kann man es überhaupt so losgelöst hören? Oder muss man die ideologische Komponente in den Vordergrund stellen? Letzteres sei zunächst jeder/m Hörer/in überlassen.
Hört man das gesamte Werk auf einer gleichsam abstrakt-neutralen, parametrischen Ebene, hat Stockhausen auf sehr balancierte und differenzierte Art und Weise musikalische Zeit gestaltet. Der Eindruck, einer „klassischen“ formal-dramaturgischen Disposition ist evident, so zum Beispiel in der Hinsicht, dass man eine deutliche Einleitung, eine Höhepunktsentwicklung und eine fast „kadenzierende“ Schlussbildung erleben kann. Diese Einleitung wird gleichsam durch die erste Struktur (das Werk ist in 32 sogenannte Strukturen gegliedert) repräsentiert. Stockhausen exponiert hier seine elektronische Klangwelt, ein durch Akzente gegliedertes atmosphärisches Sirren, das das gesamte Stück, als eine Art „klangliches Thema/Motto“ durchzieht und immer wieder Ausgangspunkt der verschiedenen Verfremdungsebenen wird.
Technisch gesehen ist es Stockhausen hervorragend gelungen, verschiedene, äußerst differenzierte Abstufungen hinsichtlich des Erkennbarkeitsgrads der Fremdmusiken zu komponieren. Die Kenntnis bzw. Unkenntnis der Originale jedoch ergibt zwei völlig verschiedene Hörerlebnisse.
Ob allerdings Stockhausens universaler Wahrnehmungsanspruch der Realität entspricht, darf bezweifelt werden. Und für geradezu gefährlich naiv muss man die völlige Ignorierung des originalen Kontexts der Musiken beurteilen. Hier mit Transzendenz und letztlich universal gemeinsamen Wahrheiten zu argumentieren, scheint auf unverantwortliche Art und Weise an der häufig kalten und nackten Realität vorbeizugehen.
Zuguterletzt, warum wird das Beispiel hier erwähnt? Es wird diskutiert, weil sich darin eine grundsätzliche Problematik des Umgangs mit fremdem Kulturgut widerspiegelt.

Aber es wird auch mit einbezogen, weil es durch das balinesische Zitat („Baris Bapang") einen Bezug zu Indonesien hat.

Indonesische Einflüsse in Deutschland

Tatsächlich spielt Indonesien in der deutschen Musikszene des 20. und 21. Jahrhunderts keine wesentliche, um nicht zu sagen gar keine Rolle, sieht man einmal vom Autor selbst und Tendenzen in der Popmusik und im Jazz ab [13]. Die Gründe hierfür sind vielfältig, und einige habe ich zu Beginn bereits genannt. Dieses Misstrauen, insbesondere in der Neuen Musik, wurde vor allem von Theodor W. Adorno in der Nachkriegszeit geschürt. Zudem galt Musik aus Indonesien – in der Regel kannte man wenn überhaupt nur Gamelanmusik aus Java und Bali – als relativ hermetisch und als eine eigenständige geschlossene Welt. Meines Wissens war es bis heute nur der Autor selbst, der als Komponist in diesen Kosmos des Gamelan eindrang, und dies gar nicht einmal wegen einer vermeintlichen „Zusammenführung" tat. Dazu weiter unten. Interessanterweise hat dann spätestens im neuen Millennium die internationale Bedeutung Balis als Touristenzentrum die Antipathien verstärkt. Diese ganze eigenartige Betrachtungsweise, wäre einer eigenen Debatte wert, und ich verweise dazu auf meine eigenen Ausführungen. [14]

Popmusik, Jazz und...

Oft sind die Grenzen der Genres schwer auszumachen und so geht es mir auch in diesem Fall. Deswegen die Entscheidung, keine Festlegung zu treffen, da alle Beispiele am Rande der Kategorien stehen.
Beginnen wir mit dem Jahr 1967, als keine richtige deutsche Bezugnahme zu Indonesien stattfand, aber immerhin eine indirekte. Damals gastierten auf Einladung des deutschen Jazz-Impresarios Joachim-Ernst Berendt die „Indonesian Allstars" auf den Berliner Jazztagen. Berendt, der sich später in den 1970ern zum Chefideologen der New Age-Bewegung aufschwingen sollte, hatte bereits in den 1960er Jahren einen Faible für „Jazz Meets...". Er arrangierte Aufeinandertreffen von Jazzmusikern mit indischen, japanischen und auch indonesischen Musikern. Im Falle der Indonesier war allerdings der westliche Anteil ausschließlich der amerikanische Klarinettist Tony Scott. Die Meinungen über das musikalische Ergebnis gehen bis heute auseinander. Horst Geerken (vgl. *kita* 3-21 „Was hat eine indonesische Reistafel mit Jazz zu tun?") berichtet, dass die Musiker mit sehr viel Stolz und Freude, indonesische Melodien verjazzten. Meine eigenen Informationen vom damaligen Leiter und Pianisten Bubi Chen klangen anders. Die Gruppe wollte, wie in Indonesien, Hardbop/Bebop spielen. Berendt jedoch bestand darauf, dass es „Indonesisch" klingen muss, also bitte pentatonische Melodien aus der Heimat als Grundlage, was man dann laut Bubi Chen widerwillig befolgte. Natürlich war man insgesamt stolz, bei diesem führenden internationalen Event spielen zu dürfen, aber man geriet unter Zugzwang. Hierzu muss man wissen, dass Hardbop und vor allem Bebop durch sogenannte „changes", also

bestimmte harmonische Progressionen geprägt ist. Pentatonische Melodien hatten das nicht und waren zumindest damals viel schwieriger jazzmäßig zu interpretieren, wenn überhaupt. [15] Die „Indonesian Allstars“ blieben in der BRD ein Einzelfall. Erst Jahrzehnte später traten „Krakatau“ bzw. das „Indra Lesmana Trio“ in Berlin mit ihren eigenen sehr individuellen Sprachen auf.

Eine andere bekannte Strömung begann 1976 mit dem bekannten Album „Bali Agung“ des deutschen Musikers Eberhard Schoener. Insgesamt viermal veranstaltete Schoener Events mit einem balinesischen Gamelan-Orchester, das immer aus Saba/Pinda kam. [16] Die 1979er Tour geschah nur mit kleinem Ensemble, aber 1991 wurde mit großem medialem Aufwand die Tour „Trance-Mission“ präsentiert. Höhepunkt war vielleicht 1994 die Eröffnung der Leichtathletik-Weltmeisterschaften in Stuttgart mit dem Titel „Harmonia Mundi“. Es ließe sich an dieser Stelle eine Menge Kritisches zum Musikalischen sagen, wiewohl es vor allem auf individueller Ebene auch tatsächlich spannende Begegnungsmomente gab. Ich möchte jedoch abschließend dazu betonen, dass Schoener sich außerordentlich bemühte, mit den Balinesen auf Augenhöhe umzugehen.

An kleineren Aktivitäten wäre allenfalls die „Drummerorgie“ von Mani Neumaier (Ex-„Guru-Guru“) und Peter Hollinger zusammen mit dem Gamelan Jegog von I Ketut Suwentra aus dem Jahre 1998 erwähnenswert. Die Spielfreude war offensichtlich, aber die Freude blieb aus meiner Sicht wohl nur auf Seiten der Beteiligten.

Auch mein mehr als geschätzter Kollege Peter-Michael Hamel (*1947) soll nicht zu kurz kommen. Er war in den 1980er Jahren sicher der „front-man“ jener Wenigen, die sich mit anderen Kulturen (hier Indien) auseinandersetzten und musste vieles leidvoll ertragen. Peter ist einer der spannendsten und liebenswertesten Menschen, die mir je begegnet sind. Seine Verbindung zu Indonesien ist relativ nebensächlich, aber sein Interesse an langzeitlichen Improvisationen auf einem präparierten Klavier wurde zum Markenzeichen, und seine Klänge erinnerten nicht zuletzt an ein imaginäres Gamelan. Bei ihm ging es nie um die Einbeziehung, Vermählung oder Imitation dieser Musik – er arbeitet auch mit völlig anderen Verfahren. Aber die Aura des repetitiv Perkussiven erinnert entfernt an solche Klänge.

Und nun muss es kommen

Natürlich ist die Thematik dieses Artikels unvollständig, wenn ich nicht auf mich selbst zu sprechen komme, denn ich glaube sagen zu dürfen, dass innerhalb der Neue Musik Szene niemand außer mir in den Kosmos des Gamelan, insbesondere des Balinesischen, so tief eingestiegen ist. Auch dazu empfehle ich gerne mein Buch, insbesondere den einleitenden Text „Zwischen zwei Stühlen“. Warum ich mich der balinesischen Musik und später auch der westjavanischen und vielen anderen Dingen Indonesiens „hingegeben“ habe, ist sicher

einer dieser unvorhersehbaren Zufälle eines Lebens. Und es ist müßig, über das „warum"/„wieso" zu grübeln. Es ist eben passiert und hat ein Leben signifikant geprägt. Bin ich nun ein Komponist, der versucht hat, balinesische Musik und zeitgenössisch europäische zu „vermählen"?
Natürlich nicht, weil so etwas kompletter Unsinn ist. Es beginnt schon damit, dass beide musikalischen Einzugsgebiete so unterschiedlich sind, dass jegliche Definition um was es sich dabei handele, fehl am Platze wäre. Balinesische Musik hätte noch eher eine Chance auf Grund der geographischen Begrenztheit. Aber gerade wenn man tief in die Sache eindringt, erlebt man eher eine wachsende Diversität anstatt ein kleinstes gemeinsames Vielfaches. Mit anderen Worten, von Beginn an und bei aller Begeisterung hat mich das bewusste „Verbinden" absolut nicht interessiert. Sicher, es gibt zwei Übergangs-Kompositionen aus jener Anfangszeit 1978-1980, die ich heute so nicht mehr komponieren würde. Aber es sind für mich Zeitdokumente, und deswegen werde ich sie in meinem Werkkatalog belassen. Und nochmals, je tiefer ich in das Wesen balinesischer Musik eingedrungen war, je tiefer ich das Lebensbewusstsein durch aktive Teilnahme erfassen konnte, umso deutlicher wurde mir, dass das alles mit meiner Musik nichts zu tun haben wird.

Quellen

1 Eine Bezeichnung für eine bestimmte kompositorische Ästhetik, vor allem zu Beginn der 50er Jahre. In diesem Fall waren nicht nur die Tonhöhen reihentechnisch organisiert, sondern auch die meisten anderen Parameter wie Dauer, Artikulation etc.
2 Adorno, Theodor W.: *Philosophie der Neuen Musik*, Frankfurt 1958: Seite 37 und 60.
3 Da es nicht ausschließlich mein Thema dieses Artikels ist: siehe dazu: Lars Distelhorst: *Kulturelle Aneignung,* Berlin 2021; Francois Jullien: *Es gibt keine kulturelle Identität*, Berlin 2017; Caroline Fourest: *Generation beleidigt*, Berlin 2020.
4 Gradenwitz, Peter: *Musik zwischen Orient und Okzident*, Wilhelmshaven 1977, Seite 222.
5 Lissa, Zofia: V*om Wesen des Universalismus in der Musik*, in: WELTKULTUREN UND MODERNE KUNST (Katalog zur Ausstellung anlässlich der XX. Olympiade in München 1972), München 1972, Seite 24.
6 Auch hier gestatte ich mir den Hinweis auf ein gerade erschienenes bemerkenswertes Buch: Reybrouck, David van: *Revolusi – Indonesien und die Entstehung der modernen Welt*, Berlin Suhrkamp 2022.
7 Der starre, an der deutschen Spätromantik orientierte Akademismus der Ausbildungsinstitute stand dazu in ziemlich krassem Gegensatz. Die meisten Künstler waren nicht bereit, sich damit zu arrangieren und gingen ihre eigenen Wege, die vor allem zu sehr vielen „cross overs" zwischen den verschiedenen Kunstsparten führten.
8 Natürlich ist diese Darstellung reichlich verkürzt. Schon zur Barockzeit gab es die Türkenmode, und selbst in Südspanien sind die arabischen Einflüsse unüberhörbar.

Ende des 19. Jahrhunderts bildeten sich zusätzlich diverse Lokalstile aus, als manche Komponisten Anregungen aus dem Repertoire ihrer jeweiligen Volksmusiken generier ten. Ich erwähne nur Modest Mussorgski in Russland, Isaac Albeniz in Spanien, Bedrich Smetana in Tschechien, Bela Bartok in Ungarn etc.

9 Sein Werk ist durch viele Bezugnahmen, scheinbare Stiladaptionen gekennzeichnet, seien es spanische Tanzformen, Ragtime/Cakewalk aus den USA, russische Folklore, etc.

10 Mack, Dieter: *Claude Debussy und die Weltausstellung 1889 in Paris*, in: *„Zwischen den Kulturen, Schiften und Vorträge 1983-2021“* hrsg. von Oliver Korte, Hildesheim 2021, Seite 212-228.

11 So spricht er beispielsweise von seinen „indischen Rhythmen“, dabei hat er nur die metrischen Tala-Systeme/Modelle (nicht die darin gespielten tatsächlichen Rhythmen) in additive rhythmische Verfahren verwandelt.

12 Neben der hier zitierten Literatur, verweise ich auf Stockhausens entsprechenden Artikel in seinem Texte zur Musik Band 3, Köln, 1970, DuMont und: Jonathan Cott, S*tockhausen - Conversations with the Composer*, London, 1974, Pan Books Ltd.

13 Es geht in diesem Beitrag nicht um die zahlreichen praktizierenden Gamelan Ensembles in Deutschland, deren Anzahl eher überrascht. Allerdings ist auch hier mein Eindruck, dass die Begeisterung der 1980er Jahre inzwischen deutlich nachgelassen hat, seien es javanische oder balinesische Ensembles. Ich erinnere noch, dass meine Freiburger Gruppe „Anggur Jaya“ (oder unter dem Münchner Label „Cara Bali“ vom Kollegen Andras Varsanyi; es waren immer die selben Spieler!) zwischen 1988 und 1992 nahezu jedes zweite Wochenende konzertierte. Die damaligen „Initiatoren“, mich einbezogen, sind nun im Seniorenalter und somit auch physisch nicht mehr 100%ig in der Lage, das nötige Soll zu erfüllen.

14 Siehe dazu die Artikel: T*radition – Wandel – Moderne, Gedanken zur Aktualität interkultureller Beziehungen und Veränderungen – Ein Erfahrungsbericht von einem indonesischen Gamelan-Festival in Berlin*; bzw. *Weltmusik – globale Zukunft oder globales Missverständnis? – Einige Gedanken und Bemerkungen zu holistischen und anderen verwandten Konzepten in der Musik*, erschienen in: *„Zwischen den Kulturen – Schriften und Vorträge 1983-2021“*, hrsg. von Oliver Korte, Hildesheim 2022, S. 449-459 und 460-476.

15 Natürlich gab es bereits den modalen Jazz von Miles Davis („Milestones“, „So What“), aber das hatte noch eine marginale Bedeutung, und Bubi Chen konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob man damals diese Aufnahmen (sie wurden ab ca. 1955 veröffentlicht) bereits kannte.

16 Wo der Autor selbst seit 1978 regelmäßig lebte und studierte.

Edith Koesoemawiria

Working in Germany – Full circles

Waiting for a work permit, a language of lines

Working in Deutsche Welle's newsroom wasn't my first job in Germany, and certainly not my first job anywhere.

But, any foreigner coming to Germany would be faced with the need to learn the language and be warned that it is a difficult language. During my time, end of the 1980's, work was possible only if it was in a specific field with qualifications that no German could apply to, or not enough Germans had the qualifications for. Albeit Deutsche Welle was the longest and thus the most important experience period of my time in Germany, there were other beginnings and ends. And so, I shall draw vignettes from the early beginnings.

For me the first hurdle, speaking German, was tough business but not impossible to slalom. The rest was a question of time. Trained in mass communications, journalism and visual arts, I had also learnt how to draft in Senior High School. During high school, I sometimes offered classmates to do their drafting homework, mostly because I enjoyed it. Drafting was a language understandable to all architects. Drafting has the precision, which words in their multiple and often murky meanings do not have. Since learning German with all its genders and declinations already promised to be tough, the ability to draft simple things seemed perfect to build on and I drafted and designed booths for exhibition Trade Fairs.



© *Edith Koesoemawiria*

In fact, drafting opened my limited knowledge about Germany to its rich world of international exhibitions. It brought me, no longer as drafter and booth designer, but as a "precious and semi-precious stones sales assistant cum English and French translator" to Idar Oberstein, Düsseldorf, Frankfurt, München, Stuttgart, Berlin, and of course Cologne, where Deutsche Welle's high-rise office was in those days.

It was both intriguing and exciting to work at ADC Dommel, a precious and semi-precious gemstone business based in Düsseldorf, which had connections to Africa, Australia, central and south-east Asia. The ADC girls – five altogether - spoke many European languages, were independent, pampered, and worked on tight timelines often till early morning preparing the valuable showcase. A weekend at the fairs we attended would leave us dead for a week. Yet, we were always so lively together, open to jokes and fit against the innocent pranks of the owner's highly colourful imagination. The company catered to jewellery houses and hand-craft artisan

stores across the world. Mr Dommel, my boss and the company owner, savvy, full of elan, with a strict British boarding school and a German amusement park background. He was in a way a bundle of contradictions. Yet, it was exactly this that enabled him to be like a firefly lighting the most boring spaces and creating interest in his wares. Tall stories, champagne and beer would flow in his exhibition stands, imbibing customers to consider the exorbitant priced bulk of pearls and gems proper to a pirate movie. This scenario of course was not missed by my boss.

Opening the hermetic door

One long hot and boring morning at an exhibit, he slipped away from our stand only to later return grinning. To me, he mysteriously said, "I hope you are good at playing the part of damsel in distress". Apparently, he had spread the rumour of a kidnapped princess, daughter of a Burmese chieftain or warlord at his stand. Now I don't speak Burmese and have never been to Burma, so I questioned him further. His response sounded simple: "Mum is the word". Later, hordes of people came to the stand, smiling at me, looking at his wares. As the story grew, like all rumours do, a woman showed up and tried to speak to me using signs to show her intent, asking if I was hurt and in need of assistance. I became really distressed then, but only because I wasn't allowed to answer. Later, perhaps because of this woman, the police came by. Mr. Dommel looked at me and I shook my head. When he brought the police to speak to me, the company's admin person was there with photocopies of my ID. My boss said lightly, "I guess you fit the part too well, let's come clean". Then he explained the situation to the officers. The affair ended up with handshaking, lots of smiles and laughter except on the face of the woman, who must have tried to help me. Her still worried look left its mark on me.

ADC Dommel was where I first handled a 5 million DM deal for a piece of highly translucent harlequin Opal, sold to a middled aged Chinese lady who viewed the stone meticulously and wanted to pay cash over the counter. Not daring to accept, I called my boss to make the transaction and stood by awed listening to the stories of its meaning. Their discussion about jade, culture, Chinese history and geology made me realize how one's breadth of knowledge about the product one sells is all important. I began to learn about stones, their so-called properties, the myths surrounding them, the geological structures where they are found. As fascinating as they are, it is difficult not to have misgivings when looking deeper into the surrounding issues of mining.

ADC Dommel also taught me unexpected things, like the power of chance and gambling. One time, my boss ordered us to put one valuable piece of opal each into small plastic bags of decorative stones and then offering these at really a fraction of the price to passing by customers. When I almost sold the crate full of candy sized plastic bags to a long-time client, who

wanted to buy the whole crate, my boss came over and asked this old friend of his whether he was willing to pay for the time us girls put in to make those bags, and suggested he order such a crate for the man's next store opening. The amount requested for such a cart was a big surprise for me. Later I understood that it was the idea or gimmick that my boss was selling, not the wares in itself. "Ideas and knowledge are expensive", he said when I mentioned it. As the company switched to outdoor furniture and design, I found both work and myself changing amid international reports on illegal logging and massive deforestation of rainforests. Questions arose in my mind, which I wished dearly not to hear the wrong answer to. Soon after I left for personal reasons.

A call from home

I was missing my life in Indonesia when in 1992 I received an invitation to a conference in Cologne of Indonesian Artists in Europe, signed by the artists Edy Rameyanto, Daniel Kho and Yayak Yatmaka. I did not know any of the signees, but in Indonesia, aside from working as a journalist, I had taught European Art History at Jakarta's Institute of the Arts before I rejoined my husband in Mülheim an der Ruhr early 1989. That path changing invitation was sent through an artist friend in Switzerland and felt like a call from home. At least, until I got there. My husband's family had been strict about learning German and so, after three years of living around them, my Indonesian had gone dormant. At the meeting, a watershed of Indonesian words crashed into German words, before getting translated into English in my head. Deep in overdrive, my brain was steaming with all the new faces, stories, ideas which abound that day while words were stuck in my throat. The second day was rosy. Making new friends, Cologne began to open its doors to what became home for me for almost 3 decades.
Cologne and Indonesia share the same-coloured flag. For Indonesians, red is for braveness and white for the purity of intent. Crossing the Deutzer bridge in Cologne, I bravely joined a community which I hold dear till today.

Deutsche Welle stood imposing on the hilly Raderbergürtel when I first visited late 1992. Yusiu Liem wanted to introduce me to his sister, who did reports in Dutch at Deutschlandfunk. Her whirlwind, humorous and open character was like honey to a sore throat as she laughingly pointed out that turning left at the entrance would bring one into Deutsche Welle, and turning right would bring one to the more conservative Deutschlandfunk. One canteen area was shared by both. While we were chatting, the veritable Mariana Kwa and friendly Dewi Gunawan came in for lunch. I had seen them before at a Deutsch Indonesian Gesellschaft (DIG) event and was pleasantly surprised to learn that they were members of Deutsche Welle's Indonesian newsroom. It was awesome to learn from them that this tall building held some 28 newsrooms of different languages. The thought stuck in my mind. At this time, I had not moved to Cologne yet, but was

involved in a project with Hendra Pasuhuk whom I met at the Indonesian Artist Conference earlier that year. Our exchanges led to the preparation of "Traum der Freiheit; 50 Jahre nach der Unabhaengigkeit". This compilation of 50 critical essays was a tribute to the Indonesian vision for its country and the challenges in realizing it. Written by leaders in their field, it also gave insight to the then current government of General Soeharto. The book was also a game changer for to the editors, Hendra and myself. Several weeks after its launch mid- 1994, the Head of the Indonesian Section Rüdiger Siebert approached Hendra and I with an offer to join Deutsche Welle. "I have two positions open", he said," you two decide between yourselves which one of you will join the newsroom part-time, and who will sit with a full-time contract at the Audience Outreach and Research Division". My choice was both pragmatic and personal. I was just moving to Cologne without much security and my academic background supported the work in the full-time contract.

Joining Deutsche Welle

In Cologne, Deutsche Welle's 29th floor was truly multinational and practically all women. Reaching out to audiences in the languages represented in the newsrooms, three men assisted to make our workload lighter. The job was a flexible eight hours a day with core hours between 10 AM to 2 PM, where we had to be there for internal meetings. This was before the times of digitalization, so every day I would punch in my attendance card, before entering my office space with its beautiful view.
I shared my office with a lovely Japanese woman, who was the single parent of a teenage daughter. Okiko and I clicked the moment we met. She more than anyone else explained Deutsche Welle's politics of that time. Always elegantly dressed, Okiko answered audience questions in beautiful calligraphy. She preferred it to typing. Of course, it was possible for her to do this, because the Japanese language audience was quite small. To me, this personalized style exuded warmth. There was no way for me to copy her since responses from the Indonesian and Malay speaking audience were at least 12 times higher than the Japanese's. A compromise came to mind. I began writing one-liners on small complimentary cards which I sent out with our general response. The personalized cards affected the number of responses positively and lessened response fluctuation of due to issues and themes broadcasted by the newsroom. Together, Okiko and I developed a rating chart listing the number of responses and comments on the issues and popular broadcasts, thus enabling us to give better input to our respective newsrooms. This small act helped raise the size of her audience two-fold, as did my personalized cards for the Indonesian broadcast. In fact, the growing size of her audience pushed her to switch to the typewriter.

About this time DW began training for our department in the use of computers, which I had already been using while working in Indonesia. Some of the trainings were

hilarious, with ladies pushing the mouse so far till it fell of the tables. Only a matter of getting used to, new programs were installed to help us do more in shorter periods. Efficiency is always a key argument. Okiko switched quickly from typewriter to PC, but I missed seeing her calligraphy. Innovation was an enjoyment to us, especially since raising the audience for the Japanese language broadcast was imperative. A too low audience response risked the closing of a broadcast, unless it was the language of a country considered politically strategic for Germany to engage with. At the time, according to Okiko, their broadcast was already partially funded by the Japanese Chamber of Commerce. The closing of the Japanese Language Service was a learning experience for me on employment termination and the assistance given by Germany's Unemployment Office. Luckily, Okiko was close to early retirement age and did not lose much of the benefits she had while working.

Space for a stint in Indonesia

On the 29th floor, competition was high to gain the most audience response, but the camaraderie was strong. We met in and out of the office, chatted about cultural differences and similarities, conditions in each other's countries, how we came to Germany, boyfriends, and families. We also shared ideas on how to raise audience response. The Hindi and Bengali languages shared the top spots. The Indonesian language broadcast had faithful listener groups, but the number of responses would come to a close-third only when there were competitions, and winners would receive special gifts. My next office mate held the Arabic language, a broadcast not under threat of closing. A fresh graduate from a German University with a similar academic background to mine, we worked well together. Yet, I had lost my former drive of battling the odds with Okiko. An inexplicable urge to work journalistically again enveloped me. So, I began to write articles for the Indonesian and English broadcasts in my spare time. Towards the end of my second term, I was regularly writing for the Indonesian Newsroom. It was also quite a strange time at Deutsche Welle.

Asbestos was on everyone's mind.

Getting off on the wrong floor would bring one to darkened halls and sheets of white membrane blocking off areas. These closed down floors looked spooky. Always into exploring, I once met the Director General sitting motionlessly on a stool in a corner by the elevator. A table sized blinking red and white machine stood next to Dieter Weirich. Looking up from some notes, he smiled at my surprise. Twinkly eyed, he reminded me that this floor was out of bounds. Without much thought I replied that it was improbable to do this in a building full of inquisitive minds, where out of bounds meant go and check. He slowly nodded in agreement, then explained the need to check levels of asbestos particles on each floor. The results, he said, may prove that the building was unfit to work in. I was in awe just thinking that this impressive building might get

torn down for health reasons. It seemed unthinkable that this would happen in Indonesia. To my knowledge, only during the 2021 pandemic did Indonesian public and office buildings profess safety systems against health hazards. Back to Cologne, I am not sure whether growing insecurity fuelled gossip, or whether it was the other way around. Articles with the pros and cons of moving circulated among the staff, questions were raised about leadership. Tension was thick in the air. At the time, I knew there would be no third term for me since it would legally mean my gaining rights for permanent employment. One can view changes as either dead-ends or opportunity. The ending of my contract gave me the opportunity of a stint in Indonesia. And so I left with a promise to return, and the consent to send in articles as a correspondent.

Full Circle Germany

Almost three years had passed when I returned to Germany. Deutsche Welle had just moved to Bonn and a new Director General ran the establishment. I joined the Indonesian Language Service as a freelancer to maintain a freedom borne out of the wish to do worthwhile projects periodically in Indonesia. Considering that I seemed to move about, a close colleague spoke of her doubt in my ability to stay in one workplace for a long period of time. Working thereafter for almost a quarter of a century at DW bellies that idea. To me, DW is a company where I also grew with my portfolio of themes, a platform where I survived changes in focus and the on-surge of new media, where I developed systematic mitigation, quick solution responses and ice-cold calm in face of hairy broadcast timelines while waiting for certain pieces to come in from correspondents. DW is where I honed abilities to take on my final job in Germany, as representative and local coordinator for the Indonesian Guest of Honor program at the Frankfurt Book Fair 2015. This would be a whole story in itself, which as its leader, Goenawan Mohammad sometimes reminds me, will stay forever as a beautiful memory of friendship and achievement.

On a personal level, it has also brought me full circle, back to the grounds of an exhibition fair.

Arbeiten in Deutschland – in mehreren Durchläufen

Warten auf die Arbeitserlaubnis, die Sprache der Linien und Striche

Die Arbeit in der Nachrichtenredaktion der Deutschen Welle war nicht mein erster Job in Deutschland, und schon gar nicht mein erster Job überhaupt. Aber jeder Ausländer, der nach Deutschland kommt, wird mit der Notwendigkeit konfrontiert, die Sprache zu lernen und sei gewarnt, es ist eine schwierige Sprache. Zu meiner Zeit, Ende der 1980er Jahre, war Arbeit nur in bestimmten Bereichen möglich, für die sich kein Deutscher bewerben konnte oder für die nicht genügend Deutsche die Qualifikationen hatten. Auch wenn die Deutsche Welle die längste und damit wichtigste Erfahrung meiner Zeit in Deutschland war, gab es andere Anfänge und Enden. Und so werde ich einige Episoden aus den frühen Anfängen erzählen.

Für mich war die erste Hürde Deutsch zu sprechen; es war eine schwierige Angelegenheit, aber nicht unmöglich zu meistern. Der Rest war eine Frage der Zeit. Ausgebildet in Massenkommunikation, Journalismus und bildender Kunst, hatte ich in der Oberstufe auch gelernt, wie man zeichnet. Während der Schulzeit bot ich Mitschülern manchmal an, ihre Hausaufgaben im Zeichnen zu erledigen, vor allem, weil es mir Spaß machte. Zeichnen war eine Sprache, die für alle Architekten verständlich war. Zeichnen hat die Präzision, die Wörter in ihren vielfältigen und oft undeutlichen Bedeutungen nicht haben. Da das Erlernen der deutschen Sprache mit all ihren Geschlechtern und Deklinationen schon schwierig zu werden versprach, schien die Fähigkeit, einfache Dinge zu zeichnen, perfekt, um darauf aufzubauen, und so begann ich Messestände für Handelsausstellungen zu entwerfen und zu gestalten.

In der Tat öffnete das Zeichnen mein bisher begrenztes Wissen über Deutschland für die reiche Welt der internationalen Ausstellungen in diesem Land. Es brachte mich, nicht mehr als Zeichner und Standgestalter, sondern als „Edelstein- und Halbedelstein-Verkaufsassistent cum Englisch- und Französisch-Übersetzer" nach Idar Oberstein, Düsseldorf, Frankfurt, München, Stuttgart, Berlin und natürlich Köln, wo sich damals das Hochhausbüro der Deutschen Welle befand.

Es war sowohl faszinierend als auch aufregend, bei ADC Dommel zu arbeiten, einem Edel- und Halbedelsteingeschäft mit Sitz in Düsseldorf, das Verbindungen nach Afrika, Australien, Zentral- und Südostasien unterhält. Die ADC-Mädchen – insgesamt fünf – sprachen viele europäische Sprachen, waren unabhängig, verwöhnt und arbeiteten unter Zeitdruck, oft bis zum frühen Morgen, um die wertvollen Vitrinen vorzubereiten. Ein Wochenende auf den Messen, an denen wir teilnahmen, würde uns für eine Woche außer Gefecht setzen. Dennoch waren wir zusammen immer überaus lebhaft, offen für Scherze und gewappnet gegen die harmlosen Streiche der äußerst bunten Phantasie

des Inhabers. Das Unternehmen belieferte Juweliere und Kunsthandwerker in aller Welt. Herr Dommel, mein Chef und der Firmeninhaber, war klug, voller Elan, mit einem Bildungshintergrund eines strengen britischen Internats gemischt und mit einem deutschen Vergnügungspark. Er war in gewisser Weise ein Bündel von Widersprüchen. Doch gerade das ermöglichte es ihm, wie ein Glühwürmchen die langweiligsten Räume zu erhellen und Interesse an seinen Produkten zu wecken. An seinen Ständen flossen Geschichten, Champagner und Bier, die die Kunden dazu brachten, die exorbitant teuren Perlen und Edelsteine wie in einem Piratenfilm zu betrachten. Dieses Szenario ließ sich mein Chef natürlich nicht entgehen.

Die luftdichte Tür wird geöffnet

An einem langen, heißen und langweiligen Morgen auf einer Ausstellung schlich er sich von unserem Stand weg, um später grinsend zurückzukehren. Zu mir sagte er geheimnisvoll: „Ich hoffe, Sie können die Rolle der „Jungfrau in Nöten“ gut spielen“. Offenbar hatte er an seinem Stand das Gerücht von einer entführten Prinzessin, der Tochter eines burmesischen Häuptlings oder Kriegsherrn, verbreitet. Da ich kein Birmesisch spreche und noch nie in Birma war, fragte ich ihn weiter aus. Seine Antwort klang einfach: „Schweigen ist Gold“. Später kamen Horden von Menschen zu seinem Stand, lächelten mich an und sahen sich seine Waren an. Als die Geschichte immer mehr anschwoll, wie es bei allen Gerüchten der Fall ist, tauchte eine Frau auf und versuchte, mich mit Zeichen anzusprechen, um ihre Absicht zu verdeutlichen, und fragte, ob ich verletzt sei und Hilfe bräuchte. Da wurde ich wirklich verzweifelt, aber nur, weil ich nicht antworten durfte. Später, vielleicht wegen dieser Frau, kam die Polizei vorbei. Herr Dommel schaute mich an und ich schüttelte den Kopf. Als sie die Polizei holte, um mit mir zu sprechen, kam auch ein Verwaltungsangestellter des Unternehmens mit Fotokopien meines Ausweises. Mein Chef sagte schlicht: „Ich glaube, du hast dich zu gut in die Rolle eingefühlt, lass uns nun reinen Tisch machen“. Dann erklärte er den Beamten die Situation. Die Angelegenheit endete mit Händeschütteln, viel Lächeln und Lachen, außer auf dem Gesicht der Frau, die wohl versucht hatte, mir zu helfen. Ihr immer noch besorgter Blick hinterließ bei mir einen bleibenden Eindruck.

Mit ADC Dommel wickelte ich auch zum ersten Mal ein 5-Millionen-DM-Geschäft für einen hochgradig transparenten Harlekin-Opal ab, der an eine Chinesin mittleren Alters verkauft wurde, die den Stein genauestens begutachtete und bar am Schalter bezahlen wollte. Da ich mich nicht traute, das Angebot anzunehmen, rief ich meinen Chef an, um die Transaktion zu tätigen, und hörte mir ehrfürchtig die Geschichten über die Bedeutung des Steins an. Ihre Gespräche über Jade, Kultur, chinesische Geschichte und Geologie machten mir klar, wie wichtig es ist, über das Produkt, das man verkauft, gut Bescheid zu wissen. Ich begann, mehr über Steine, ihre so genannten Eigenschaften,

die Mythen, die sich um sie ranken, und die geologischen Strukturen, in denen sie gefunden werden, zu erfahren. So faszinierend Edelsteine auch sind, es ist schwierig, keine Bedenken zu haben, wenn man sich näher mit den Umständen und Problemen des Abbaus befasst.

ADC Dommel lehrte mich auch unerwartete Dinge, wie die Macht des Zufalls und des Glücksspiels. Einmal ordnete mein Chef an, dass wir je ein wertvolles Stück Opal in kleine Plastiktüten mit Schmucksteinen packen und diese dann zu einem Bruchteil des Preises vorbeikommenden Kunden anbieten sollten. Als ich die Kiste mit den kleinen an Süßigkeiten erinnernde Plastiktüten fast an einen langjährigen Kunden verkauft hatte, der gleich die ganze Kiste kaufen wollte, kam mein Chef zu ihm und fragte diesen alten Freund, ob er bereit sei, für die Zeit zu zahlen, die wir Mädchen in die Herstellung dieser Tüten gesteckt hatten, und schlug ihm vor, eine solche Kiste für die nächste Geschäftseröffnung des Mannes zu bestellen. Der Betrag, der für eine solche Kiste verlangt wurde, war für mich sehr überraschend. Später verstand ich, dass es die Idee bzw. der Kniff war, den mein Chef verkaufte, nicht die Ware an sich. „Ideen und Wissen sind teuer“, sagte er, als ich ihn darauf ansprach.
Als sich das Unternehmen auf Outdoor-Möbel und Design umstellte, veränderten sich sowohl meine Arbeit als auch ich selbst inmitten internationaler Berichte über illegalen Holzeinschlag und massive Abholzung von Regenwäldern. In meinem Kopf tauchten Fragen auf, auf die ich nur ungern eine falsche Antwort hören wollte. Bald darauf verließ ich das Unternehmen dann aus persönlichen Gründen.

Ein Anruf von Zuhause

Ich vermisste mein Leben in Indonesien, als ich 1992 eine Einladung zu einer Konferenz indonesischer Künstler in Europa in Köln erhielt, unterzeichnet von den Künstlern Edy Rameyanto, Daniel Kho und Yayak Yatmaka. Ich kannte keinen der Unterzeichner, aber in Indonesien hatte ich neben meiner Arbeit als Journalistin auch europäische Kunstgeschichte am Institut der Künste in Jakarta unterrichtet, bevor ich Anfang 1989 zu meinem Mann nach Mülheim an der Ruhr zog.
Diese wegweisende Einladung kam über einen befreundeten Künstler aus der Schweiz und fühlte sich an wie ein Anruf von Zuhause. Zumindest, bis ich dort ankam. Die Familie meines Mannes achtete strikt darauf, dass ich Deutsch lernte, und so war mein Indonesisch nach drei Jahren des Zusammenlebens mit ihnen etwas eingeschlafen. Bei dem Treffen prasselten indonesische Wörter auf mich ein und prallten auf deutsche Wörter, bevor sie in meinem Kopf ins Englische übersetzt wurden. Mein Gehirn war voll mit all den neuen Gesichtern, Geschichten und Ideen, die es an diesem Tag zuhauf gab, während mir die Worte im Hals stecken blieben.
Der zweite Tag war rosig. Ich lernte neue Freunde kennen und Köln öffnete seine Türen und wurde für die nächsten drei Jahrzehnte meine neue Heimat.

Köln und Indonesien teilen sich die gleichen Farben in den Flaggen. Für die Indonesier steht Rot für Tapferkeit und Weiß für die Reinheit der Absichten. Als ich die Deutzer Brücke in Köln überquerte, schloss ich mich demnach mutig einer Gemeinschaft an, die mir bis heute zutiefst am Herzen liegt.

Die Deutsche Welle stand imposant auf dem hügeligen Raderberggürtel, als ich sie Ende 1992 zum ersten Mal besuchte. Yusiu Liem wollte mich seiner Schwester vorstellen, die für den Deutschlandfunk auf Niederländisch berichtete. Ihr quirliges, humorvolles und offenes Wesen war wie Honig in der heiseren Kehle, als sie mich lachend darauf hinwies, dass man, wenn man am Eingang links abbiegt, bei der Deutschen Welle landet, während man, wenn man rechts abbiegt, beim konservativen Deutschlandfunk landet. Ein Kantinenbereich wurde von beiden gemeinsam genutzt. Während wir uns unterhielten, kamen die veritable Mariana Kwa und die freundliche Dewi Gunawan zum Mittagessen herein. Ich hatte sie schon einmal bei einer Veranstaltung der Deutsch Indonesischen Gesellschaft (DIG) gesehen und war angenehm überrascht zu erfahren, dass sie beide Mitglieder der indonesischen Nachrichtenredaktion der Deutschen Welle sind. Es war beeindruckend, von ihnen zu erfahren, dass sich in diesem hohen Gebäude gut 28 Nachrichtenredaktionen verschiedener Sprachen befanden. Der Gedanke blieb mir im Gedächtnis haften. Zu diesem Zeitpunkt war ich noch nicht nach Köln gezogen, sondern arbeitete an einem Projekt mit Hendra Pasuhuk, den ich Anfang des Jahres auf der Indonesian Artist Conference kennengelernt hatte. Unser Austausch führte zur Vorbereitung von „Traum der Freiheit; 50 Jahre nach der Unabhängigkeit". Diese Zusammenstellung von 50 kritischen Essays war eine Hommage an die indonesische Vision für ihr Land und die Herausforderungen bei deren Verwirklichung. Sie wurden von führenden Persönlichkeiten auf ihrem Gebiet verfasst und gaben auch Einblick in die damalige Regierung von General Soeharto. Das Buch war auch für die Herausgeber, Hendra und mich, ein entscheidender Wendepunkt. Einige Wochen nach dem Erscheinen des Buches Mitte 1994 trat der Leiter der Indonesien-Abteilung, Rüdiger Siebert, an Hendra und mich mit dem Angebot heran, zur Deutschen Welle zu kommen. „Ich habe zwei Stellen zu besetzen", sagte er, „Sie beide entscheiden unter sich, wer von Ihnen in Teilzeit in die Nachrichtenredaktion kommt und wer mit einem Vollzeitvertrag in der Publikums- und Forschungsabteilung sitzt". Meine Entscheidung war sowohl pragmatisch als auch persönlich. Ich war gerade ohne große Absicherung nach Köln gezogen und mein akademischer Hintergrund passte zur Tätigkeit des Vollzeitvertrags.

Einstieg bei der Deutschen Welle

Die 29. Etage der Deutschen Welle in Köln war wirklich multinational und fast ausschließlich mit Frauen besetzt. Um das Publikum in den in den jeweiligen Redaktionen vertretenen Sprachen zu erreichen, halfen drei Männer mit, um

unsere Arbeitsbelastung zu verringern. Der Job war ein flexibler Acht-Stunden-Tag mit Kernzeiten zwischen 10 und 14 Uhr, in denen wir für interne Besprechungen da sein mussten. Das war vor den Zeiten der Digitalisierung, also stempelte ich jeden Tag meine Anwesenheitskarte ein, bevor ich mein Büro mit der schönen Aussicht betrat.

Ich teilte mein Büro mit einer reizenden Japanerin, die alleinerziehend war und eine Tochter im Teenageralter hatte. Okiko und ich verstanden uns auf Anhieb. Mehr als jeder andere vermittelte sie mir die Politik der Deutschen Welle dieser Zeit. Okiko war immer elegant gekleidet und beantwortete die Fragen des Publikums in wunderschönen Kalligrafien. Das zog sie dem Tippen vor. Natürlich konnte sie das tun, weil das japanischsprachige Publikum recht klein war. Für mich strahlte dieser persönliche Stil Wärme aus. Ich konnte es ihr nicht nachmachen, denn die Antworten der indonesisch- und malaysischsprachigen Zuhörer waren mindestens zwölfmal so hoch wie die der Japaner. Da fiel mir ein Kompromiss ein. Ich begann, Einzeiler auf kleine Grußkarten zu schreiben, die ich mit unserer allgemeinen Antwort verschickte. Die personalisierten Karten wirkten sich positiv auf die Anzahl der Antworten aus und verringerten die Fluktuation der Antworten aufgrund der von der Redaktion gesendeten Fragen und Themen. Gemeinsam entwickelten Okiko und ich eine Bewertungstabelle, in der die Anzahl der Antworten und Kommentare zu den Themen und beliebten Sendungen aufgelistet waren, so dass wir unseren jeweiligen Redaktionen einen besseren Input geben konnten. Diese kleine Maßnahme trug dazu bei, die Zahl ihrer Zuhörer zu verdoppeln, ebenso wie meine personalisierten Karten für die indonesische Sendung. Die wachsende Zahl ihrer Zuhörer veranlasste sie sogar, auf die Schreibmaschine umzusteigen.

Etwa zu dieser Zeit begann die DW damit, unsere Abteilung im Umgang mit Computern zu schulen, die ich bereits während meiner Arbeit in Indonesien benutzt hatte. Einige der Schulungen waren urkomisch, wenn die Damen die Maus so weit schoben, bis sie von den Tischen fiel. Aber es war nur eine Frage der Eingewöhnung, und es wurden neue Programme installiert, mit denen wir in kürzerer Zeit mehr erledigen konnten. Effizienz ist immer ein wichtiges Argument. Okiko wechselte schnell von der Schreibmaschine zum PC, ihre Kalligraphien habe ich natürlich vermisst. Innovation hat uns Freude gemacht, zumal die Steigerung der Quoten für die japanischsprachige Sendung zwingend notwendig war. Bei zu geringer Einschaltquote drohte die Einstellung einer Sendung, es sei denn, es handelte sich um die Sprache eines Landes, das für Deutschland als politisch strategisch wichtig galt. Nach Angaben von Okiko wurde die Sendung damals bereits teilweise von der japanischen Handelskammer finanziert. Die Schließung des japanischen Sprachendienstes war für mich eine lehrreiche Erfahrung in Bezug auf die Beendigung von Arbeitsverhältnissen und die Unterstützung durch

das deutsche Arbeitsamt. Glücklicherweise stand Okiko kurz vor dem Eintritt in den Vorruhestand und verlor nicht viel von den Leistungen, die sie während ihrer Berufszeit erarbeitet hatte.

Zeit für einen Abstecher nach Indonesien

In der 29. Etage war der Wettbewerb um die größte Publikumsresonanz groß, aber die Kameradschaft war auch stark. Wir trafen uns in und außerhalb des Büros, unterhielten uns über kulturelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten, die Bedingungen in den Ländern der anderen, wie wir nach Deutschland kamen, über Freunde und Familien. Wir tauschten auch Ideen aus, wie wir die Publikumsresonanz erhöhen können. Die Sprachen Hindi und Bengali teilten sich die Spitzenplätze. Die indonesischsprachige Sendung hatte eine treue Hörergruppe, aber die Zahl der Rückmeldungen erreichte nur dann kanpp 30 % wenn wir Gewinnspiele machten, und die Gewinner besondere Geschenke erhielten. Mein direkter Bürokollege war für die arabische Sprache zuständig, eine Sendung, die nicht von der Schließung bedroht war. Er war ein frischer Absolvent einer deutschen Universität mit einem ähnlichen akademischen Hintergrund wie ich, und wir arbeiteten gut zusammen. Dennoch hatte ich meinen früheren Elan verloren, mit dem ich gemeinsam mit Okiko gegen die alltäglichen Widrigkeiten angekämpft hatte. Ein unerklärlicher Drang, wieder journalistisch zu arbeiten, überkam mich. So begann ich, in meiner Freizeit Artikel für die indonesischen und englischen Sendungen zu schreiben. Gegen Ende meiner zweiten Vertragslaufzeit schrieb ich regelmäßig für die indonesische Nachrichtenredaktion. Das war auch eine ziemlich interessante Zeit bei der Deutschen Welle.

Asbest in aller Munde

Wenn man den Aufzug in der falschen Etage verließ, fand man sich in verdunkelten Fluren und weißen Membranen wieder, die die Bereiche absperrten. Diese stillgelegten Stockwerke sahen gespenstisch aus. Da ich schon immer gerne auf Entdeckungsreise war, traf ich einmal den Generaldirektor, der regungslos auf einem Hocker in einer Ecke neben dem Lift saß. Eine tischgroße, rot-weiß blinkende Maschine stand neben Dieter Weirich.
Er blickte von einigen Notizen auf und lächelte zu meiner Überraschung. Mit Augenzwinkern erinnerte er mich daran, dass diese Etage nicht betreten werden durfte. Ohne groß nachzudenken, erwiderte ich, dass es unwahrscheinlich sei, dies in einem Gebäude voller neugieriger Köpfe zu tun, wo „Zutritt verboten“ bedeutet, nachzusehen. Er nickte langsam zustimmend und erklärte dann, dass die Asbestpartikel in jedem Stockwerk überprüft werden müssten. Die Ergebnisse, sagte er, könnten beweisen, dass das Gebäude nicht zum Arbeiten geeignet sei. Der Gedanke, dass dieses beeindruckende Gebäude aus gesundheitlichen Gründen abgerissen werden könnte, versetzte mich in Erstaunen. Es schien undenkbar, dass dies in Indonesien geschehen würde.
Soweit ich weiß, gab es in Indonesien bis heute nur während der Pandemie im Jahr

2021 Sicherheitssysteme für öffentliche Gebäude und Bürogebäude, um Gesundheitsgefahren zu vermeiden. Zurück zu Köln: Ich bin mir nicht sicher, ob die wachsende Unsicherheit die Gerüchteküche angeheizt hat oder ob es umgekehrt war. Artikel mit dem Für und Wider eines Umzugs kursierten unter den Mitarbeitern, Fragen zur Führung wurden aufgeworfen. Spannungen lagen in der Luft. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich, dass es für mich keinen dritten Vertrag mehr geben würde, da dies juristisch gesehen bedeuten würde, dass ich das Recht auf eine unbefristete Anstellung erhalten würde.
Man kann Veränderungen entweder als Sackgasse oder als Chance sehen. Die Beendigung meines Vertrages bot mir die Möglichkeit, eine Zeit in Indonesien zu verbringen. Und so ging ich mit dem Versprechen zurückzukehren und der Zusage als Korrespondent Artikel zu schicken.

Der Kreis schließt sich in Deutschland

Fast drei Jahre vergingen bis ich nach Deutschland zurückkehrte. Die Deutsche Welle war gerade nach Bonn umgezogen und ein neuer Intendant leitete das Haus. Ich arbeitete als freier Mitarbeiter für den Indonesischen Sprachendienst, um mir die Freiheit zu bewahren, in regelmäßigen Abständen lohnende Projekte in Indonesien durchzuführen. In Anbetracht der Tatsache, dass ich immer wieder umzuziehen schien, äußerte eine enge Kollegin ihre Zweifel an meiner Fähigkeit, über einen längeren Zeitraum an einem Arbeitsplatz zu bleiben.
Die Tatsache, dass ich nun fast ein Vierteljahrhundert bei der DW gearbeitet habe, widerlegt diesen Gedanken. Für mich ist die DW ein Unternehmen, in dem ich auch mit meinem Themenportfolio gewachsen bin, eine Plattform, auf der ich die Verlagerung der Themenschwerpunkte und den Ansturm der neuen Medien überlebt habe, wo ich systematische Schadensbegrenzung, schnelle Lösungen und eiskalte Gelassenheit angesichts haariger Sendezeiten-Abgabefristen entwickelt habe, während ich darauf wartete, dass bestimmte Beiträge von Korrespondenten eintrafen. Bei der DW habe ich meine Fähigkeiten geschliffen, um meinen letzten Job in Deutschland anzunehmen: als Repräsentantin und lokale Koordinatorin für das indonesische Ehrengastprogramm auf der Frankfurter Buchmesse 2015. Das aber wäre eine ganz eigene Geschichte für sich, die, wie ihr Leiter Goenawan Mohammad mich manchmal erinnert, für immer als eine schöne Erinnerung an Freundschaft und Leistung bleiben wird.

Auch auf persönlicher Ebene hat sich für mich damit der Kreis geschlossen: Ich war zurück auf dem Gelände einer Messe.

Annegret Nitzling

Kenalkan: Ibu Guru



Wie kommt man eigentlich dazu, als Indonesisch-Lehrerin in Deutschland zu arbeiten? Zumal es diesen Ausbildungsberuf gar nicht gibt. Wie Sie sich denken können, war es ein Werdegang mit Umwegen...

Aufgewachsen im Bergischen Land, hatte ich zunächst keinerlei Bezug zu Südostasien - wenn nicht mein Vater bereits in den 70ern als Globetrotter unterwegs gewesen wäre und es für uns Kinder immer so aufregend war, wenn er seinen großen grünen Seesack auspackte und uns mit exotischen, merkwürdigen Souvenirs beglückte.

Inspiriert durch seine geschäftlichen Beziehungen mit Hongkong entschied ich mich dann nach dem Abitur zunächst für ein Sinologie- und Anglistikstudium in Bonn, denn es sollte auf jeden Fall ein Sprachenstudium werden.

In dem Jahr, als ich mein Studium in Bonn begann, nahm mein Vater mich und meine Schwester zu einer Reise nach Indonesien mit. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich damals nicht einmal so genau wusste, wo dieses Land überhaupt liegt. Die Insel Bali war zwar schon 1988 als kleines Paradies bekannt, aber Indonesien war für mich irgendwie ein weißer Fleck auf der Landkarte. Wir reisten also erst nach Bali, besuchten aber auch Inseln im Osten (Westtimor, Flores, Sumbawa und Lombok). Ich war besonders von den Menschen und ihrer Kultur fasziniert und schon auf meiner ersten Reise entwickelten sich Freundschaften, die bis heute anhalten.

Studium – aller Anfang ist schwer!

Umso glücklicher war ich, dass es in Bonn den Studiengang „Dolmetschen + Übersetzen“ für asiatische Sprachen (z.B. Chinesisch, Japanisch, Koreanisch und Indonesisch) gab. Nach einem Semester war klar: Ich musste unbedingt die indonesische Sprache erlernen, damit ich sobald wie möglich wieder nach Indonesien reisen konnte. Aufgrund meiner Begeisterung für das Land, durfte ich in den Semesterferien fleißig Vokabeln lernen (die Kassetten mit den indonesischen Kindergartenliedern waren da eine große Hilfe) und der Seminarleiter Herr Damshäuser ließ mich das erste Semester überspringen. Indonesisch wurde schnell zu meinem Lieblingsfach und es ärgerte mich, dass mir Chinesisch so viel Zeit raubte, die ich eigentlich lieber für das Indonesisch-Studium verwendet hätte.

Auch kamen mir kulturelle Inhalte zu Geschichte und Kultur des Landes in dem Übersetzerstudium zu kurz: Wie soll man einen landeskundlichen Text über die Nahdatul Ulama übersetzen, wenn man nichts über den Islam in Indonesien weiß? So wagte ich den Wechsel zum so merkwürdig klingenden „Malaiologischen Apparat“ der Uni Köln.

Ich werde nie vergessen, wie mich damals Dr. Fritz Schulze vor dem Wechsel warnte, da nicht klar war, ob der Studiengang „Malaiologie“ überhaupt bestehen bleibe, da das Institut zum damaligen Zeitpunkt gar keine Professur hatte. Fritz Schulze hielt mit Helga Blazy mit viel Engagement den Apparat am Laufen und für unsere Prüfungen musste Frau Professor Hilgers-Hesse aus ihrem wohlverdienten Ruhestand geholt werden. Aber der Mut hatte sich gelohnt: 1994 kam Pak Peter Pink aus Hamburg und die Professur wurde endlich wieder besetzt. Die Studienzeit am Malaiologischen Apparat war geprägt von vielen interessanten Seminaren zur indonesischen Literatur, Politik, und Religion, aber auch die Regionalsprachen (Minangkabau, Batak, Javanisch, etc.) und das Klassische Malay kamen nicht zu kurz. Kursinhalte, die heute in Deutschland kaum noch angeboten werden.

Frischgebackene Malaiologin – was tun?

Nach dem erfolgreichen Abschluss des Magisterstudiums musste ich schmerzlich feststellen, dass es für Malaiolog:innen nur sehr schwer möglich ist, in ihrem Bereich beruflich Fuß zu fassen und irgendwie musste ich ja Geld verdienen. Die Praktika bei der Indonesien Redaktion der Deutschen Welle und im Asienhaus waren zwar sehr spannend, halfen mir aber beruflich nicht weiter. Und so kam ich über einen Studentenjob erst einmal als Kundenberaterin bei einer Versicherung unter.

Unser Pak Pink behielt aber seine „Schäfchen“ immer im Auge und unterstützte uns ganz in der Tradition des „Bapakisme“. Er gab seinen Absolvent:innen die Möglichkeit, nach dem Studium ihre Magisterarbeiten als Seminar am Institut zu präsentieren. Dies war also die erste Gelegenheit, Lehrerfahrungen zu sammeln.

Die Versicherung sollte glücklicherweise nur eine Zwischenstation sein. Berufsbegleitend habe ich zwar die Ausbildung zur Versicherungskauffrau abgeschlossen, aber die Hoffnung, bei der AXA in Jakarta unterzukommen, zerschlug sich schnell, da in Indonesien die Einstellung einheimischer Mitarbeiter Priorität hat – was ich natürlich gut verstehen kann. Wie einige andere ehemalige Kommiliton:innen entschied ich mich dann auch, an der Uni Düsseldorf das Zusatzstudium „Deutsch als Fremdsprache" zu absolvieren – mit der Hoffnung in der Zukunft am Goethe Institut oder an einer Universität in Indonesien oder Malaysia Deutsch zu unterrichten.

Dies war eine sehr kluge Entscheidung, denn das Studium vermittelt Kompetenzen für die Gestaltung des modernen Fremdsprachenunterrichts und die Kenntnisse über Methodik und Didaktik lassen sich auf jede Sprache übertragen. Somit eröffnete sich für mich ein neues Berufsfeld. Aufgrund der Migrationsströme in den 90er Jahren aus Osteuropa kam ich sofort als Deutschlehrende in Lohn und Brot und konnte meine Stelle bei der Versicherung kündigen. 2 Ex-Malaiolog:innen fanden sogar als Lektoren und Übersetzer Jobs in Indonesien.

Startschuss zur Lehrtätigkeit

Nach Erhalt der Zusatzqualifikation „Deutsch als Fremdsprache" durfte auch ich die Indonesisch-Kurse am Malaiologischen Apparat übernehmen. Pak Pink ließ mir freie Hand und so führte ich ein neues Lehrwerk aus Australien am Institut ein und entwickelte neue Konzepte für den modernen Indonesisch-Unterricht. Darüber hinaus konnte ich meine Indonesisch-Lehrtätigkeit auf die Volkshochschule Köln ausweiten. Hier war die Resonanz sehr groß, so dass ich manchmal 3 Abendkurse pro Woche unterrichtet habe und auch besondere Crashkurse (Indonesisch für die Reise) anbieten konnte. Aus der Tätigkeit als Indonesisch-Dozentin ergaben sich dann später auch die Möglichkeit zur Veranstaltung von interkulturellen Trainings zu Indonesien für deutsche Firmenkunden und die Mitarbeit an dem Lehrwerk „Indonesisch ohne Mühe", das 2016 im Assimil-Verlag erschienen ist.

Und heute?

Seit 2016 biete ich in Zusammenarbeit mit der DIG und der Stiftung Asienhaus mittlerweile 4 Indonesisch-Kurse auf unterschiedlichen Niveaustufen an. Seit dem ersten Lockdown laufen die Kurse vorwiegend online per Zoom, so dass die Teilnehmerzahl nicht mehr auf das Kölner Einzugsgebiet beschränkt ist sondern das gesamte Bundesgebiet umfasst. Während der Pandemie gab es Zuschaltungen aus den Quarantäne-Hotels in Jakarta und mit der Kamera begleitete Rundgänge auf Bali. Kürzlich hat sich eine Teilnehmerin sogar aus ihrer Schiffskabine im Mittelmeer zugeschaltet – das W-LAN funktioniert meist überall besser als in Köln...

In den Sprachkursen geht es natürlich zunächst einmal um den Spracherwerb, das heißt um den Wortschatzaufbau und die Vermittlung von grammatischen Strukturen. Mit vielen Dialogübungen und Spielen (auf dem Markt, im Warung, beim Arzt, am Busterminal, im Losmen, etc.) werden die Teilnehmer zum Sprechen animiert, um sich in den wichtigsten Situationen während einer Indonesien-Reise zurechtzufinden. Da darf in der ersten Stunde vor allem das „Basa-Basi" (Smalltalk) mit „Dari mana?" „Mau ke mana?" und „Sudah Nikah?" nicht fehlen.

Dazu habe ich für jede Niveaustufe einen Grammatikreader in deutscher Sprache verfasst. Weiteres Lehrmaterial wie kleine Lesetexte, Hörübungen, Grammatik- und Wortschatzübungen, etc. stelle ich individuell für jede Niveaustufe zusammen. In den Online-Kursen werden auch häufig Youtube-Videos in den Unterricht mit eingebunden, um das Hörverstehen zu verbessern, denn die Teilnehmer:innen kommen in ihrem Alltag eher selten mit der indonesischen Sprache in Kontakt. Aber es werden natürlich auch praktische Informationen zu Visa-Angelegenheiten, günstigen Flügen, Ausflugsempfehlungen, etc. ausgetauscht.

Kulturbotschafterin

Neben dem Spracherwerb spielt die Vermittlung von interkulturellen Themen eine wichtige Rolle in den Kursen – egal auf welcher Niveaustufe. Ich sehe mich auch immer als Kulturbotschafterin Indonesiens und nicht nur als Sprachdozentin. Dies kann durch den Fokus auf eine bestimmte Region oder Ethnie geschehen, das Kennenlernen von indonesischen Festen und Ritualen (ein besonders beliebtes Thema!), das Lesen von Volkserzählungen, etc. Ich hoffe, dass ich selbst bald wieder die Möglichkeit habe mich an der Sprachschule Alam Bahasa in Yogyakarta weiterzubilden. Für mich ist es als Indonesisch-Lehrerin auch wichtig, mal wieder „auf der anderen Seite" zu sitzen und mich mit einheimischen Indonesisch-Lehrer:innen über Lehrmethoden, Besonderheiten der Grammatik und „Bahasa Slang" auszutauschen.

Ich versuche auch stets, indonesische Sichtweisen zu vermitteln und die Teilnehmer:innen zu motivieren, einmal die europäische Brille abzulegen und sich auf das Neue, Andere einzulassen. Das macht vielleicht auch die Faszination aus, sich mit der indonesischen Sprache und Kultur zu befassen; etwas völlig anderes kennenzulernen oder wie es eine Teilnehmerin schon einmal so treffend beschrieb: „Sich einmal pro Woche mit etwas Schönem zu beschäftigen!" So bin ich froh, am Ende feststellen zu können: Ich habe die richtige Wahl getroffen!

Svann Langguth

Verschwundene Malaiologie oder wo sind all die Elfenbeintürme geblieben?

Die Studienlandschaft der Indonesienwissenschaften hat sich in den letzten 30 Jahren wahrlich immens verändert.

Konnten Studierende sich 1992 an der Universität Hamburg noch für den Studiengang „Sprachen und Kulturen Austronesiens“ mit ersten Abschluss Promotion einschreiben, wandelten sich die Hochschulen – oder besser – wurde die akademische Ausbildung in den folgenden Jahren tiefgehend umstrukturiert.
Dabei hat nicht nur die Harmonisierung des europäischen Bildungsraumes, der sog. Bologna-Prozess mit u.a. der Einführung eines dreistufigen Hochschulsystems aus Bachelor-, Master- und Promotionsstudiengängen, Auswirkungen auf die reine Anzahl und den regionalen Schwerpunkt der angebotenen Studiengänge gehabt, sondern natürlich auch die Wirtschaftlichkeit der staatlichen Hochschulen eine entscheidende Rolle dabei gespielt, welche Studienprogramme weiter bestehen durften und welche zusammengelegt oder gestrichen wurden.

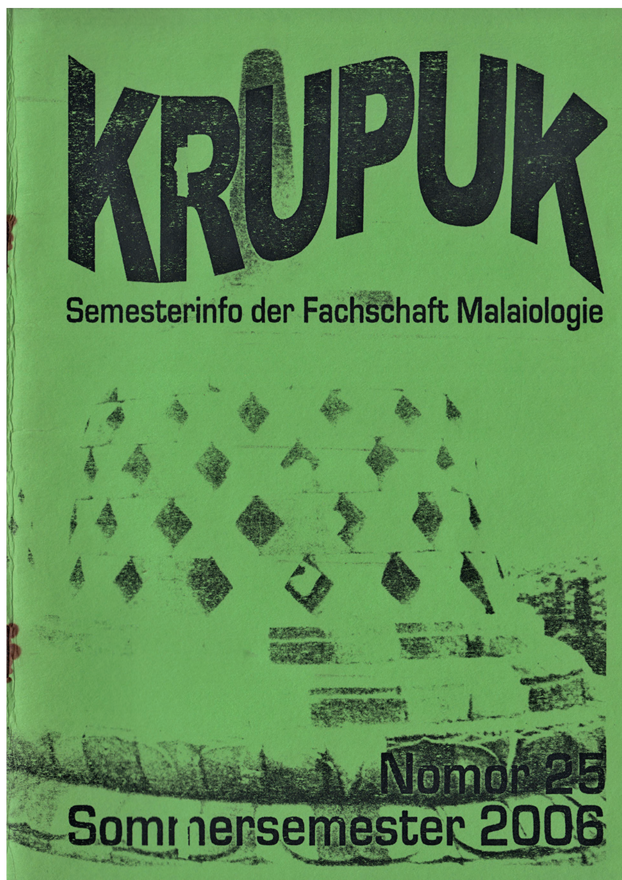
In den 90er Jahren fand sich im „wiedervereinten Deutschland“ zudem noch die Überreste der doppelten Struktur des Kalten Kriegs, also aus „Ostblock“ und DDR und dem Westen und der BRD. Interessierte man/frau sich für das insulare Südostasien, so konnte man „im Westen“ in Hamburg, Berlin (Freie Universität), Köln, Bonn, Frankfurt und Passau fündig werden, und in den sog. „Neuen Bundesländern“ nochmals in Berlin (Humboldt-Universität) und auch in Leipzig. Diese Auflistung basiert auf Erinnerung, es mag noch weitere akademische Einrichtungen gegeben haben, falls die eine oder andere fehlt, möge dies entschuldigt sein.

Diese Ost-West-Doppelung fand sich auch bei den beiden ersten wissenschaftlichen Wörterbüchern wieder:
Dem „Indonesisch-deutsches Wörterbuch“ von Otto Karow und Irene Hilgers-Hesse, erschienen bei Harrassowitz, Wiesbaden 1962 und dem „Wörterbuch Deutsch-Indonesisch“ von Gerhard Kahlo und Rosemarie Simon-Bärwinkel, herausgegeben vom VEB Verlag Enzyklopädie, Leipzig 1967.

Nun sind die meisten Studiengänge mit Indonesienbezug in Islamwissenschaften, Regionalstudien an Asien-Instituten oder Wirtschaftsstudiengängen aufgegangen. Die unzugänglichen Elfenbeintürme sind gefallen, die Ausbildung der Malaiologie und Indonesienstudien bildet aber erneut eine verwunschene Nische, diemal im Dickicht des modernen akademischen Ökosystem.

Die folgenden Faksimile entstammen der Jubiläumsnummer der 25. Ausgabe des Fachschaftsblatt Krupuk (2006), herausgegeben von den Studierenden des Malaiologischen Apparates an der Universität zu Köln.

Der Artikel, verfasst von einer „Dame der ersten Stunde“, gibt eine Rückblick auf die Entstehung dieses kleinen Verwandten von kita und von der Stimmung, die damals die Elfenbeintürme durchwehte.



25 SEMESTER KRUPUK

... wie alles begann

Ja, lang, lang ist's her und ich weiß gar nicht mehr so genau, ob die Idee, eine Fachschaftszeitung zu initiieren mal wieder während einer unserer legendären Trinkgelage auf der Zülpicher Straße entstanden war oder bei einem unserer Grill- und Futterabende daheim im WG-Kollektiv. Jedenfalls beschloss die gerade erst im Dezember anno 1993 frisch zusammengeschlossene Fachschaft Malaiologie für das Sommersemester '94 auch ein Semester-Informationsheft für die restlichen Malaiologen zu produzieren - wobei zu unserer Zeit eh über die Hälfte aller ordentlichen Studenten in der Fachschaft waren und das Ganze so mehr oder minder zur eigenen Belustigung betrieben wurde.

Das erste Heft umfasste nur 6 magere Seiten mit dem kommentierten Vorlesungsverzeichnis und geplanten Aktivitäten der Fachschaft. Wir waren ja noch so jung und unerfahren und mussten uns im Rahmen regelmäßiger, wild durchzechter Fachschaftsabende auch erst zusammenfinden. Außerdem gestaltete sich die Namensfindung als gar nicht so einfach. Man schwankte zwischen „Bagus“, „Selamat“ und

18

„Krupuk“. Schließlich fiel die Wahl auf „Krupuk“, sozusagen als Studentenfutter für den Rest der Meute.

Schon bald aber sollte sich das Krupuk zu einem Fachmagazin mit vielen Lach- und Sachgeschichten rund um den Malaio-Center entwickeln. Es entstanden so wunderschöne Rubriken wie „Bilbos kleiner Studienratgeber für Erstsemester“ (stets derselbe Text mit demselben Foto) „kegiatan“ „kabar baik und kabar buruk“ und „laporan“ (diese allerdings stets mit wechselndem Wortlaut). Und es ist doch überaus erfreulich, dass diese alten Traditionen sich bis ins Heft 25 herübergerettet haben und die Nachfolgeredakteure das Heft mit so einer schönen neuen Rubrik wie „Kochen mit Frau Forst“ bereichert haben.

Meistens wurden die unterschiedlichen Themen auf verschiedene Autoren verteilt, aber es war doch immer besonders nett, wenn wir im Team über gemeinsame Fachschaftsfahrten und Partys berichteten (hier sei besonders das Autorenkollektiv „Schwarzer Montag“ zu erwähnen, das im Heft 9 die Studentische Arbeitstagung in Passau so überaus schrill beschrieben hat).
Ja, das „Krupuk“ hat ein Stück malaiologische Geschichte mitgeschrieben – und das fast immer politisch korrekt, nie sexistisch und immer busenfrei. Statt Pin-up-Girls nur seriöse Fotos von sittsamen Studies (sieht man mal von der „ibu hamil“ in Heft 5 ab) und hier und da eine Karikatur, die bislang noch zu keinem Aufschrei in der islamischen Welt geführt hat. Und eine Pressezensur hat es auch (fast) nie gegeben.
An dieser Stelle seien dann nun auch die ehemaligen Malaios, die sich hoffentlich dieses Jahr wieder zum traditionellen

19

Veteranentreffen versammeln, auf das herzlichste gegrüßt. Dat Kölsch steht bereit und sicherlich auch ein paar Kreteks und Krupuks.

Und so wünsche ich „unserem allerliebsten Krupuk" zum 25. alles Liebe und Gute. Mögen ihm die Ahnen stets gewogen bleiben!

Eine Dame der ersten Stunde



20

Aus Anlass des Krupuk-Jubiläums spendieren wir unsere treuen Leserschaft dieses tolle Extra!



Und jetzt:

Hoch die Tassen!

21

Kabar baik:

- 25 Semester Krupuk!
- Das vergangene Semester bot jede Menge spannender Vorträg
- Wir haben eine neue Dozen n: Herzlich willkommen, Lusi!
- Jede Menge Erstis
- Die Bibliothek ist neu geord net (orde baru?)

Kabar buruk:

- Der Aufzug...
- Die Toilettenspülung...
- Zuvul Sulfur ufm Flur

Michael Groß

Jean Pauls satirische Versetzung der Molukken nach Deutschland

Ein Unterkapitel in Jean Pauls Roman *Die unsichtbare Loge* ist überschrieben *Gewürzinseln und Molukken in Scheerau*. Dieses Unterkapitel wird vom Ich-Erzähler als Zeitungsartikel, den eine der Romanfiguren geschrieben hat, ausgegeben, und zwar in einer nicht gedruckten, sondern von Hand geschriebenen Gazette „oder Nouvelles à la main, wie mehrere Residenzstädte sie haben. Dörfer haben gedruckte Neuigkeiten, kleine Städte mündliche, Residenzstädte schriftliche." Im nächsten Satz stellt Jean Paul klar, dass es sich hier um eine Satire, eine der „satirischen Arzneien", die diese Romanfigur austeilt, handle. In der weiteren Hinführung zu diesem Unterkapitel gibt Jean Paul es als Ersatz für seine Abhandlung „über den außerordentlichen Handelsflor in Scheerau" aus, die ein „plattes und wortreiches Journal" nicht eingerückt, d.h. nicht abgedruckt habe, „weil vielleicht keine Regierung in Deutschland weniger bekannt ist als die scheerauische. Wahrhaftig, man sollte denken, dieses Fürstentum verstecke sich wie ein Walfisch unter die Eisrinde der Polarmeere, so unbekannt sind die wichtigeren Nachrichten von ihm; z.B. solche wie die, dass wir Scheerauer seit der neuen Regierung den ganzen ostindischen Handel und die Molukken an uns gezogen, von denen wir jetzo unsere Gewürze selber holen, welche letzte die Regierung eigenhändig dazu aus Amsterdam verschreibt."

Diese Hinführung zeigt, Jean Paul (1763-1825) wird mehrerlei miteinander verschränken: Spott über die Großmannssucht kleiner deutscher Fürstentümer mit ihrer Residenzstadt; Hinweise auf die ökonomische Handelsklugheit von Städtern in einem Land wie Deutschland, in dem zu dieser Zeit ca. 80 % der Bevölkerung noch auf dem Land lebte; Hinweis (denn was ist zu dieser Zeit noch vor den napoleonischen Eingriffen in Deutschland politisch?) auf eine Polarität Preußen – Österreich neben der Existenz diverser Fürstentümer; implizite Kolonialismuskritik, in diesem Fall Kritik des niederländischen Kolonialismus im heutigen Indonesien; Satire auf einen Fiskus, der an den aus Amsterdam eingeführten Luxusartikeln, sprich Gewürzen, profitiert und nebenbei eine Neben-Bürokratie, speziell mit der Verwaltung des Zolls für diese Luxuxartikel beschäftigt, ernährt.

Batavia hatte, wenn man – anders als in den Niederlanden – überhaupt an diese Weltgegend dachte, um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dachte, bei der deutschsprachigen Intelligenz keinen besonders guten Ruf. In Heinrich von Kleists Lustspiel *Der zerbrochene Krug* fürchtet eine junge Frau, ihr Geliebter werde, wenn er in niederländischen Diensten nach Batavia gehe, bei dem ungesunden Klima dort zugrundegehen. Der aus Stuttgart stammende Hegel (1770-1831) wurde 1807 in Jena Vater eines unehelichen Kindes, das eine Zeitlang im Haushalt Hegels, der eine andere Frau als die Mutter des Kindes geheiratet hatte, lebte.

Hegel kaufte diesem Sohn ein Offizierspatent für den niederländischen Kolonialdienst. Dieser Sohn Hegels starb 1831 in Batavia an „febris inflammatoria", kurz bevor im selben Jahr sein Vater, der „preußische Staatsphilosoph", der ärztlichen (und sofort bestrittenen) Diagnose nach an der gerade in Berlin grassierenden Cholera starb. Ein wenig anders sah es anfangs für Franz August Treffz aus, der sich nicht ungern von Carl Eugen, dem Herzog von Württemberg (mit dem der junge Schiller solche Probleme hatte), an die Niederländisch-Ostindische Compagnie verkaufen ließ. Dann aber wüteten Stürme auf See, und der Skorbut führte ihn „bis an die Pforten der Ewigkeit". In einem Brief an seinen Vater 1789 vom Kap der Guten Hoffnung aus hieß es zu dem, was er dort sah u.a.: „Das Compagnie Sklavenhauß wo über 600 Sklaven von allerhand Nationen zu sehen sind als Malararen, Masambicuas, Sinesen, Hottentotten, Moricier, Malagasen, u.s.w. diese sind alle zum Dienste der Ostindischen Compagnie." Der Herausgeber P. Lahnstein kommentierte: „Das Elend des Regiments sollte erst mit der Verlegung auf die Inseln Celebes, Sumatra und Java beginnen" (in P. Lahnstein 1977:541ff).

Geht es um die sich über eine weite Fläche erstreckende Weltgegend, in der malaio-polynesische Sprachen gesprochen werden, dann war durch Louis Antoine Bougainvilles und Georg Forsters Berichte über die Südsee ein etwas verklärtes Bild über die Südsee nach Europa gelangt. Auch Menschen, die nie auch nur in die Nähe des Pazifiks gelangt waren, schrieben darüber und ließen sich beeindrucken. Denis Diderot, der eifrige Mitarbeiter an der *Encyclopédie*, der Göttinger Aufklärer und Physiker Georg Christoph Lichtenberg, der einmal in London mit einem Polynesier gefrühstückt hatte ... Die im Vergleich zu europäischen Sitten als freier geschilderte Sexualität spielte eine wichtige Rolle bei der Otaheiti-Schwärmerei. Die Molukken, die Gewürzinseln, lagen in der Einschätzung wohl eines großen Teils der damaligen deutschen Intelligenz zwischen einem idealisierten Otaheiti (Tahiti) und einem z.T. gefürchteten Batavia.

Als Jean Paul angelesenes Wissen und angelesene Vorurteile über „Ostindien" wiedergab und produktiv in satirische Bemerkungen über seine eigene Zeit und seine Heimat einbaute, war er neben anderen Autoren von Georg Forster (1754-1794) beeinflusst. Georg Forster hatte zusammen mit seinem Vater Johann Reinhold Forster den Entdecker James Cook auf dessen zweiter Weltumseglung begleitet. Georg Forsters Reisebericht *A Voyage round the World* erschien 1777 in London kurz vor Cooks Bericht über diese Reise und auf deutsch 1778-1780. Forster hatte neben ethnografischen starke botanische Interessen und war auch ein guter Zeichner. Seine lateinisch geschriebene Dissertation (1786) widmete er den essbaren Pflanzen auf den Inseln „des australischen Ozeans". Zusammen mit dem Naturforscher Alexander von Humboldt unternahm Georg Forster eine Reise, die er in *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April,*

Mai und Junius 1790 schriftlich niederlegte. Auch über Amsterdam und den Handel dort machte er sich in diesem Bericht seine Gedanken. Als Anhänger der Französischen Revolution ging Forster nach Paris und starb dort verarmt in jungen Jahren.

Jean Paul hatte offensichtlich die botanischen und überhaupt biologischen Ausführungen Forsters aufgesogen, so dass er bei der Versetzung der Molukken nach Scheerau auch auf den Naturforscher George Louis Leclerc, Compte de Buffon (1707-1788) und auf den damaligen naturwissenschaftlichen Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten anspielte. (Georg Forster tendierte zum Vulkanismus, Goethe wendete sich zum Neptunisten.) In einen einzigen Satz hat Jean Paul viel hineingepackt: „Herrn Buffon, wenn er noch lebte, und andere Naturforscher müßt´ es frappieren, daß die Inseln auf dem Scheerauischen Ozean nicht durch Auftürmungen von Korallen entstanden – auch nicht durch Erdbeben, die den Dromedar-Rücken des Meeresgrundes aus dem Wasser aufkrümmten – selber durch keinen Vulkan in der Nähe, der diese Berge ins Wasser hineingesäet hätte; denn Sumatra, die großen und die kleinen Molukken wurden bloß in kleinen Partien auf unzähligen Schubkarren und Leiterwagen an die Küsten herbeigeschoben – und weil auf den Karren Steine, Sand, Erde und alle Ingredienzien einer hübschen Insel waren, so brachten die Fronbauern, landesherrliche sowohl als ritterschaftliche, die ebenso viele (Tabak-) rauchende und Inseln bildende Vulkane waren, in kurzem die Molukken fertig, indes die ritterschaftlichen Brücken über landesherrliche Wasser noch nicht angefangen sind.“ (Hysteron proteron als impliziter Spott: mit der Ritterschaft war es ja gerade im Unterschied zu den Landesherrschaften begab gegangen.)

Es war ein Weiher ausgegraben worden, in dem dann künstliche Inseln aufgeschüttet wurden. „z.B. Banda, Sumatra, Zeylon, und das schöne Amboina, die großen und kleinen Molukken“. Inseln aufschütten, das könnte heute an Aktivitäten Chinas im Südchinesischen Meer denken lassen, das kann aber auch an eine ehrgeizige ägyptische Pharaonin der 18. Dynastie erinnern, die sich einen künstlichen See ausheben ließ. Jean Pauls Scheerauer aber sind eine Art von handels- und schmuggeltüchtigen Schildbürgern. An Schilda könnte auch die Lokalisierung eines späteren Romans über den Armenadvokaten *Siebenkäs* in Kuhschnappel erinnern, nur dass nicht eine Kuh zu einer Mauer zum Abgrasen des oben wachsenden Rasens hochgezogen und dabei abgewürgt wurde. Eher könnte man bei den Scheerauer Inseln im Weiher bzw. „Ozean“ an den Taman Mini bei Jakarta denken. Dort ist für jede der indonesischen Provinzen ein typisches traditionelles Haus aufgestellt mit einigen typischen Untensilien darin. In einer Ecke dieses Taman Mini ist auch der gesamte indonesische Archipel in Miniaturformat als kleiner See mit maßstabgerechten, den Inselumrissen entsprechenden Rasenflächen darin abgebildet. Die Errichtung dieses Taman Mini hatte in den 1970er Jahren einige Proteste ausgelöst (der faktische Naturreichtum

Indonesiens werde zerstört und verscherbelt, dafür stelle man für den Tourismus eine Art Disneyland-Version her). Diese Proteste wurden vom Suharto-Regime niedergeschlagen. Jean Paul, der ja einige Zeit vorher lebte, stellte einen Vergleich zwischen Scheeraus Gewürzinseln und Potemkinschen Dörfern her: „Ich brauch´ es nicht zu verteidigen, daß unser Fürst – da die russische Kaiserin Dörfern das Stadtrecht gibt – Schutt-Hügeln das Inselrecht erteilt, oder daß er ihnen ostindische Namen schenkt, da jeder Tropf von Schiffer bei der größten Insel, die er noch dazu mehr entdeckt als macht, Patenstelle vertreten darf."

Ceylon (heute Sri Lanka) zwischen Sumatra und Amboina (heute Ambon): Hat Jean Paul hier einen groben geographischen Fehler gemacht? Hieße die Überschrift zu diesem Unterkapitel *Die Gewürzinseln Molukken und Scheerau* und hätte Jean Paul als Gewürze nur Pfeffer und Muskatnuss genommen, könnte die Antwort lauten: ja. Aber er verbindet Molukken und Gewürzinseln durch das Wörtchen *und* – und der Zimt, den er einmal erwähnt, stammte ursprünglich entweder aus Ceylon oder aus China (jeweils unterschiedliche Arten), wurde aber *auch* über Batavia und über Aceh („die Veranda Mekkas" (R. Siebert 1987)) im Norden Sumatras verschifft.

Kolonialismusgeschichtlich gehörte Ceylon, als die *Unsichtbare Loge* geschrieben wurde, tatsächlich noch zum Niederländischen Kolonialreich und wurde erst ein paar Jahre später (1795) wie auch Kapstadt durch die Briten besetzt. Holland war im Gefolge der Französischen Revolution von den Franzosen erobert und zur Batavischen Republik gemacht worden. Die Halbinsel Malakka (so ähnlich klingend wie die Inselregion der Molukken), auf der auch Pfeffer angepflanzt wurde, gehörte bereits fast gänzlich zum britischen Herrrschaftsbereich. Leistete sich Jean Paul mit dem Gedanken an den Zimt geographisch einen Flüchtigkeitsfehler, traf an späterer Stelle dann aber geopolitisch den Nagel auf den Kopf? Mit einer Spur von Zynismus schreibt er: „...denn alle europäischen Reiche haben indische Besitzungen, haben ein Neu-England, Neu-Frankreich, Neu-Holland; aber ein Neu-Deutschland hat das Alt-Deutschland nicht, und das einzige Land, welches ein Fürst noch wegzunehmen hat, ist sein eigenes, man müßte denn aus Polen oder Türkei ein Neu-Österreich, Neu-Preußen etc. zu machen wissen." Die alten Kolonialmächte Spanien und Portugal ließ Jean Paul hier weg.)

Man kann es drehen und wenden, wie man will, letztlich war die Abfolge „Banda, Sumatra, Zeylon und das schöne Amboina, die großen und kleinen Molukken" geographisch fehl am Platz und das unvermittelte Attribut „schön" für Amboina unmotiviert. Selbstverständlich weiß Jean Paul das. Er zitiert der Romanfiktion nach ja einen Artikelschreiber und nimmt hier gleichsam eine der Karikaturen, mit denen Karl Kraus eine bestimmte Gruppe von Feuilletonisten kennzeichnete, vorweg. Auch der Zensor, der Jean Pauls Romanmanuskript

(*Manuskript* so wörtlich wie *Nouvelles à main*) liest, kann das wissen, wenn er auch nur einen flüchtigsten Blick auf eine Weltkarte wirft. Und ein Zensor damals musste einen Blick auf eine Karte werfen, da in dem Roman von höchst aktuellen politischen Staatsgebilden und ihren Kolonien die Rede war und er selber wahrscheinlich vorher noch nie etwas von den Banda-Inseln (auf Karten seiner Zeit aber bereits verzeichnet) gehört und gelesen hat. Der ständige Gedanke an den Zensor war für Jean Paul lebenslang wichtig, da er auch bei diesem seinem Erstlingsroman – gedruckt werden und vom Schreiben leben wollte. Er wusste sehr wohl, dass beispielsweise *Die Leiden des jungen Werthers* von Goethe, die er in der *Unsichtbaren Loge* erwähnte und die auch Bonaparte las (oder gelesen haben wollte), in manchen deutschsprachigen Fürstentümern eifrig gelesen wurden, in Österreich aber zeitweise verboten waren. (Satire in der Satire: Jean Paul erwähnt explizit die *Freuden des jungen Werthers*, eine zeitgenössische Satire des Aufklärers Friedrich Nicolai, die Goethe extrem erboste.) 1797 wurde Jean Pauls *Siebenkäs* in Wien verboten (W. Rasch 1971).

Dass Jean Paul mehrmals in der kurzen Gewürzinsel-Passage den Pfeffer erwähnt, scheint zwei Gründe zu haben: einen tieferen Grund und einen vielleicht persönlichen (was galt ihm bei seiner Herkunft damals als ein Leckerbissen, einem Lebkuchen vergleichbar?). Pfeffer war ein wichtiges Gewürz, umsonst gibt es im Deutschen nicht die Ausdrücke (reiche) Pfeffersäcke und jemanden dahin wünschen, *wo der Pfeffer wächst*. Es kommt hier aber auch das Schulmeisterlein Wutz ins Spiel. Unmittelbar bevor Jean Paul *Die unsichtbare Loge* schrieb, hatte er die Geschichte *Leben des vergnügten Schulmeisterlein Wutz in Auenthal. Eine Art Idylle* verfasst. Diese Geschichte wurde dann dem letzten Kapitel/Sektor der *Unsichtbaren Loge* angehängt und so publiziert. „Wie war dein Leben und Sterben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wutz!“ - so begann diese Geschichte, die eine ganze Anzahl von Leserinnen und Lesern fand.

Der sehr genügsame, bescheidene und arme Wutz findet schon von klein an immer etwas, auf das er sich vor dem Einschlafen freuen kann, wenn er dann am nächsten Tag wieder aufwacht (z.B. unterm Kopfkissen aufbewahrtes, aufgespartes Essen). Jean Paul beschreibt das alles liebevoll, aber auch mit einer gewissen Distanz. Wie viele, d.h. im wirklichen Leben wie wenige so genügsame Menschen gibt es denn schon! Wutz verliebt sich schließlich in seine Justine. Zugang zu ihr verschaffen ihm *Pfefferkuchen*. Wutz trägt einen Pfefferkuchen bei sich, schaut auf dem Weg zu seinem Mädchen jede Viertelstunde auf den Pfefferkuchen und bricht „unbedeutende“ Mandeln aus dem Kuchen, nun muss er ihn wieder schön rechteckig zurechtbeißen, so geht das weiter, bis aus dem Kuchen ein „unendliches Viel-Eck“ geworden ist… darauf war nach dieser mathematischen Ausarbeitung das Viel-Eck vor keinem Mädchen mehr zu produzieren – „darauf tat Wutz einen Sprung und sagte: ´Ach! Ich fress ihn selber´, und heraus war der Seufzer und hinein die geometrische

Figur.“ Wutz wird nun so klug, dass er immer zwei und dann noch mehr Pfefferkuchen auf seinem Gang zur Gustl mitnimmt, damit wenigstens einer als Geschenk übrig bleibt.

Was hat dieser brave Wutz, Schulmeister, Ehemann und Vater geworden, mit dem Entdecker Cook und dem Weltreisenden Georg Forster zu tun? Wutz ist so arm, dass er sich jedes Jahr nur eine Publikation zulegt: den Katalog der Leipziger Buchmesse. Möglichst alle der darin angezeigten Bücher schreibt er dann selber. Er verfasst ein Werk von Kant genauso wie gedruckte Predigten, Romane und Dramen ... Da zu den im Messekatalog angekündigten Büchern auch Reiseberichte gehören (und schon der junge Wutz hatte lieber *Robinson* als Homer gelesen), schreibt Wutz die Berichte über Cooks Entdeckungen selber. Da kamen dem vergnügten Schulmeisterlein an seiner kargen Tafel auch Weltmeere und Gewürzinseln unter. „... und sein Sohn klagte oft, dass in manchen Jahren sein Vater vor literarischer Geburtsarbeit kaum niesen konnte, weil er auf einmal Sturms *Betrachtungen, die verbesserte Auflage*, Schillers Räuber und Kants *Kritik der reinen Vernunft* der Welt zu schenken hatte. Das geschah bei Tage; abends aber mußte der gute Mann nach dem Abendessen noch gar um den Südpol rudern und konnte auf seiner Cookschen Reise kaum drei gescheite Worte zum Sohne nach Deutschland hinaufreden.“

Von Jean Pauls Romanen ist *Blumen- Frucht- und Dornenstükke* oder *Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel* in Kapitel unterteilt. *Hesperus* ist in Hundsposttage und einige eingeschobene Schalttage, der Roman *Titan* (Jean Pauls Abrechnung mit der Weimarer Klassik, der einsetzenden Romantik und auch mit der Französischen Revolution) ist nach Jobelperioden und Zyklen, *Des Quintus Fixlein Leben bis auf unsere Zeiten* nach Zettelkästen, der Roman *Flegeljahre* ist nach Gesteins- und Mineralienarten in Kapitel eingeteilt. *Dr. Katzenbergers Badereise* ist in Summula, *Das Kampagner Tal* in Stationen unterteilt, Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch in Fahrten. Bei der *Unsichtbaren Loge* nun war es eine Einteilung nach Sektoren. Da der letzte Sektor den Tod behandelt, sollten die Sektoren sich also vermutlich zu einem Kreis schließen. Aber der geplante Kreis hat eine gewaltige Delle bekommen, da Jean Paul bereits 1792 an einem anderen Roman (*Hesperus*) zu arbeiten begann und die Unsichtbare Loge etwas abrupt abschloss.

Von den Texten, die (viele) bekannte Autoren, die (relativ wenige) bekannte Autorinnen im deutschsprachigen Raum zwischen 1770 und 1830 geschrieben und publiziert haben, sind (abgesehen von speziellen Mundartdichtungen) keine so schwer in eine Fremdsprache zu übersetzen wie die von Jean Paul. Das hat mehrere Gründe zusammen: Jean Pauls bewusstes Vermischen von Metaphern; seine immer wieder zum Vorschein kommenden satirischen Absichten; seine Einschaltungen, die zu einer gerade aufgebauten Stimmung

wieder Distanz herstellen; seine Taktiken, die Zensur möglichst zu unterlaufen. Eine dieser Taktiken wurde auch in Indonesien zur Zeit Soehartos angewandt, wenn z.B. Goenawan Mohamad eine von der Zensur vielleicht beargwöhnte Ansicht nicht sich selbst, sondern einem seiner „Freunde" zuschrieb. Ähnlich hat Jean Paul heikle Ansichten öfter in Abschweifungen oder wie in dem Molukken-Unterkapitel der *Unsichtbaren Loge* einem erfundenen Artikelschreiber zugeschrieben. Ich habe Goenawan Mohamad hier deswegen erwähnt, weil er auch deutschsprachige Texte rezipiert und in Kurzessays einige knappe Hinweise auf deutsche Geschichte eingestreut hat; einem seiner indonesischen Gedichte setzte er z.B. zwei Zeilen aus Goethes *Erlkönig*-Ballade auf Deutsch voraus. Ich nehme aber an, dass er gerade Jean Paul, der schon für deutsche Muttersprachler oft schwer zu lesen ist (immer wieder eine anregende Herausforderung) und schwer zu übersetzen ist, nicht gelesen hat, es jedoch im Fall des Umgehens mit Zensur doch manchmal Parallelen gibt oder zumindest zu geben scheint. Es gibt eine literarische Gattung, in der durch den Blick von erfundenen Fremden, die einen naiven Blick auf die Heimat des Autors werfen, bestimmte Zustände in dieser Heimat kritisiert werden. Jean Paul schreibt in der *Unsichtbaren Loge*, dass er dieses Genre bei französischen Schriftstellern kennen gelernt habe (er meint u.a. Montesquieu und Voltaire). D.h. er denkt an derlei Kniffe, wird seinen Roman aber nicht dieser Gattung zuordnen.

Dass Napoleon einen seiner Brüder als Herrscher von Holland einsetzte, dass er eine Kontinentalsperre für Waren aus England verhängte, die politischen Veränderungen überhaupt in Europa nach der französischen Revolution hatten eine große Wirkung auf die Geschichte des heutigen Indonesien und Malaysia und führten auch zur Gründung des Stadtstaats Singapur. Zu nennen ist hier auch das kurze britische Interregnum im heutigen Indonesien. Hundert Jahre vor dem Schwur des Jugendkongresses (1928: „Eine Nation, ein Heimatland, eine Sprache"), als das niederländische Königreich anstelle der bankrotten VOC (Vereinigte Ostindische Kompagnie) die Kolonie Niederländisch Ostindien errichtete, hatte sich das Verhältnis von Kirche, Mission und Obrigkeit gewandelt. Auf das kurze englische Interregnum, zuletzt unter Sir Thomas Stamford Bingley Raffles, folgte ab 1816 dessen Amtszeit als Gouverneur in Westsumatra mit Sitz in Bengkulu. Hier führte er u.a. seine offene Glaubenspolitik und freihändlerische, liberale Wirtschaftspolitik fort und befürwortete christliche Mission in nichtislamischen ´heidnischen´ Regionen (W. Wagner 2015). Das war nach der Entstehung der Unsichtbaren Loge. Die Molukken waren aber schon jahrhundertelang ein Begriff im Okzident, die Muskatnuss war es noch viel länger.

Bei der Muskatnuss geht es um den eiförmigen braunen Samen eines bis zu 20 m hohen tropischen Baums. Das deutsche Wort *Muskat* geht über altfranzösische und lateinische Vermittlung auf ein altgriechisches Wort für Moschus zurück. Das indonesische Wort

pala für Muskatnuss geht auf das Sanskrit zurück, was zeigt, dass schon lange vor dem europäischen Kolonialismus Muskat eine begehrte Handelsware war. „Bei der Muskat-Nuss handelt es sich um den von der Samenschale befreiten Kern der aromatischen Zitrusfrucht. Die M-Blüte, die sog. Macis, ist der getrocknete Arillus, der diesen Kern umgibt. Sie galt im asiatischen und europäischen Gewürzhandel des Mittelalters und der frühen Neuzeit als wertvoller. Neben dem M-Baum auf Banda wachsen an den Küsten Neuguineas noch weitere wilde Arten, die teilweise auch geerntet wurden und in den Handel kamen, jedoch von minderer Qualität waren und nie die Bedeutung der auf Banda beheimateten Art erreichten" (H. Warnk zu Muskat).
Das indonesische Wort *bunga pala* für Muskatblüte ist wie im Deutschen eine Wortzusammensetzung, während man im Englischen die zwei Wörter *nutmeg* und *mace* unterscheidet. Jean Paul erwähnt aus welchen Gründen auch immer nur die Nuss, nicht die Blüte (weil letztere teurer war?). „Muskat blieb auch im 18. Jhdt. eines der wichtigsten Handelsprodukte der VOC. In den letzten Dekaden allerdings sorgten Misswirtschaft der VOC, Missernten und Naturkatastrophen für einen starken Einbruch in der Produktion von Muskat, der erst Anfang des 19. Jhdts kompensiert wurde. Die Einführung von Muskat in Sansibar im frühen 19. Jhdt. war dort im Gegensatz zum Nelkenanbau erfolglos" (H. Warnk zu Muskat).

Wenn Jean Paul schon mehrmals die Muskatnuss erwähnt, dann könnte man erwarten, dass er es sich im Molukken-Teilsektor nicht entgehen ließ, den nach Muskat schmeckenden Muskatellerwein einfließen zu lassen oder in einen Blumen- und Kräuterstrauß Muskateller-Salbei einzuflechten, aber Jean Paul erwähnte nur die Muskattaube in einer Passage, in der er deutlich auf den Schmuggel von Gewürzen hinwies. „Daher umschnüret (weil die Molukken bei der Gewürz-Defraudation litten) ein Pfeffer- und Zimt-Kordon von Kadetten und Husaren das Land; niemand könnte eine Muskatnuss einschwärzen als die Muskattaube in ihrem dicken Gedärm."

Muskatnuss als etwas den Geschmacksnerven Angenehmes und Appetitliches (in England gab man manchmal auch dem Bier Muskat bei) und die Muskattaube mit ihrem Gedärm und ihrer Verdauung. Das ist es, was Jean Paul selber bewusste Vermischung von Metaphern nannte und in der Literaturwissenschaft als „Metaphernspiele und dissonante Strukturen" (W. Rasch) untersucht worden ist. Das Einschwärzen (d.h. Schmuggeln) dient hier als tertium comparationis. Bis zu seinem Meisterwerk *Flegeljahre* hat Jean Paul diese Metaphernmischung weiterbetrieben und vervollkommnet.

Bei der Scheerauischen Versetzung der Molukken nach Deutschland ging es nicht um Biopiraterie, wie sie der französische Ökonom, Botaniker und Politiker Pierre Poivre (1719-

1786) versucht hatte. In den 1750er Jahren fährt Poivre (der Name bedeutet sinnigerweise Pfeffer) „auf die Philippinen, auf die Molukken, nach Ceylon und sammelt dort unter zuweilen konspirativen Umständen Samen oder Jungpflanzen der Gewürznelke, des Muskat, des Kakao, des Brotbaums und anderer Kostbarkeiten. Die Verluste unter den empfindlichen Pflanzen sind erheblich, da es an Methoden pfleglicher Beförderung mangelt. Unzureichende Gärtnerkunst macht zahlreichen von ihnen selbst noch nach der sicheren Ankunft auf der Ile de France den Garaus (J. Osterhammel 1997). Es gelingt nicht, die Maskareninsel Ile de France/Mauritius zu einer Gewürzinsel zu machen. Die Briten hingegen haben mit Biopiraterie Erfolg und machen Anfang des 19. Jahrhunderts die Gewürznelken auf Sansibar heimisch.

Jean Pauls *Scheerauer* aber schaffen die Gewürze aus Amsterdam, wo sie nicht gewachsen, wohin sie aber gebracht worden waren, in ihr Fürstentum. „Alles, was meine scheerauischen Leser aus den Läden nehmen, der Kaufladen mag einem großen Hause gehören, das mehr Schiffe und Reisediener auf den Beinen erhält als ich Setzer. Oder er mag von einem armen Höker gemietet sein, dessen Schilderung mich schon dauert, dessen Strazza eine Schiefertafel ist und dessen Kapitalbuch eine schmierige Stubentür und dessen Kaufmannsgüter nicht zu Schiffe, sondern als Landfracht unter dem Arme oder auf der Achse, d.h. an einem Stocke auf der Achsel gebracht werden – in beiden Fällen käuet der scheerauische Leser Erzeugnisse aus Molukken, die vor seiner Nase sind." Jean Paul geht es um deutsche Kleinstaaterei und einen Blick auch auf die Armen und Hausierer – trotz *Defraudation* und „Gewürzinspektoren": Strazza bei Jean Paul bedeutet Grundbuch für erste buchhalterische Notizen (Strazza ist ein kaufmannssprachlicher Ausdruck schlicht für Kladde).

Manches bei Jean Paul ist schwer verständlich und auch nicht durch Rücksicht auf die Zensur zu erklären. Das Sultanat Teidor (heute Tidore) und das nicht bei ihm erwähnte etwas größere Ternate waren zwei Inseln, nur 2 km voneinander entfernt, die jahrhundertelang den Handel mit Gewürznelken beherrschten. Eine wichtige, lange Passage in Y.B. Mangunwijayas Roman *Ikan-ikan Hiu, Ideo, Homa* („Haie, Thunfische, Köderfische", 2. Auflage 1987, noch nicht auf Deutsch publiziert) behandelt eine lange Fehde und sozusagen Erbfeindschaft zwischen Ternate und Tidore, in deren Verlauf Ternate gegen Tidore sogar die Holländer unterstützte. Mangunwijayas Roman spielt in den Jahren 1594-1621. Ternates Einflussbereich „umfasste zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert zeitweilig Nord- und Südostsulawesi, die Sula-Inseln, Buru, Ambon, Ceram sowie Bacan und Obi. Durch weitere Verträge mit der VOC im 17. und 18. Jhdt. büßte Ternate allerdings immer mehr seine Eigenständigkeit ein (...). 1801 fiel Ternate an die Briten, die es 1803 wieder an die Niederländer übergaben. In dieser Zeit jedoch brachten die Briten Ableger des Gewürznel-

kenbaums nach Sansibar und beendeten damit endgültig das Gewürznelkenmonopol der Molukken. 1810 übernahmen erneut die Briten die Herrschaft und übergaben sie 1817, nach dem Ende der Napoleonischen Kriege, wieder an die Niederlande. Ternate gehörte zum 1817 eingerichteten ´Gouvernement der Molukken´ und war ab 1867 Hauptort der neu gegründeten ´Residentie Ternate´, die neben den Nordmolukken und Teilen von Zentralsulawesi auch den gesamten nördlichen Teil von Neuguinea umfasste (H. Warnk zu Ternate).

Folgt man Jean Paul, dann könnte man annehmen, dass Banda eine einzige Insel ist, es gibt aber eine Inselgruppe Banda-Inseln, die Banda, Neira, Gunung Api (wörtl. Feuerberg = Vulkan), Ai, Run, Nailaka unbd Rozengain umfasst (vgl. den britischen Historiker Giles Miltonin seinem Roman *Nathaniel´s Nutmeg*).
Wenn H. Warnk in seinem Lexikonartikel zu Muskat und Y.B. Mangunwijaya in seinem Molukken-Roman nur Banda nennen, dann meinen sie die gesamten Banda-Inseln. Burhan Bungin, der selber von den Banda-Inseln stammte, schrieb zur Geschichte:
„1511 unterwarf Alfonso de Albuquerque Malakka und schickte dann ein Geschwader, bestehend aus drei kleinen Schiffen, zu den Molukken, um nach Gewürzen zu suchen. Anfang 1512 fand dieser Besatzer Banda. Das war der erste Kontakt der Bandanesen mit Europäern. Im 17. und 18. Jhdt. wurde dann Banda nacheinander von Portugiesen, Engländern und Holländern erobert.“ Zu den Namen *Banda Neira* in den Zentralmolukken und *Banda Eli* in den Südostmolukken gibt es eine Erzählung, derzufolge die erste einheimische Generation der Bewohner von Banda Eli aus Banda Neira stammte und, verfolgt von den Kolonisatoren, nach Banda Eli geflüchtet war.“

Aus seiner bandanesischen Sicht bewertet Burhan Bungin die Rolle des – wichtigen – Gewürzhandels in der Weltwirtschaft über: „Die Muskatnuss, das wichtigste Produkt Bandas, ist eine Legende, für die Bandanesen zugleich Segen und Unheil. In der Weltwirtschaft vom 15. bis zum Anfang des 19. Jhdts., die sich auf den Gewürzhandel konzentrierte, machte die Muskatnuss Banda international bekannt, stürzte die Bandanesen zugleich in dauerndes Unheil. (...) Das Volk der Bandanesen wurde ohnmächtiges Opfer im Griff des Kolonialismus.“ Jean Paul hat in dem für den Verlauf der Handlung in der Unsichtbaren Loge wenig bedeutenden, aber satirisch wirksamen Molukken-Unterkapitel zusätzlich auf einen für die Weltwirtschaftsgeschichte nicht unwichtigen Punkt hingewiesen. Noch einmal Burhan Bungin: „Schon vor dem 15. Jhdt. stand die Region Banda der internationalen Welt offen. Die ersten Kontakte gab es mit Asiaten, vor allem Malaien, Chinesen und Arabern. Diese waren hervorragende Kaufleute; sie kauften Gewürze in Banda, die dann an den persischen Golf verschifft und über Konstantinopel und Venedig in ganz Europa verkauft wurden.“

Das war also zu einer Zeit, als die Scheerauer noch keine Gewürze aus Amsterdam in ihr Fürstentum schafften.

Nicht klar ist, was Jean Paul mit der Unterscheidung der großen von den kleinen Molukken meinte. Setzte er hier die nördlicheren Molukken-Inseln als große gegen die südlicheren kleinen Banda-Inseln ab? Oder setzte er die vergleichsweise kleinen Inseln Ternate und Tidore von dem flächenmäßig größeren Halmahera und auch von Ambon und Ceram ab? Nach der Unabhängigkeit Indonesiens wurde die Provinz Molukken in die Regionen Ambon, Zentralmolukken, Südost-Molukken und Nordmolukken (Hauptstadt Ternate) aufgeteilt. Das ist für das Thema dieses Aufsatzes insofern relevant, als sich sowohl Sukarno als auch Soeharto bei administrativen Gebietsaufteilungen an denen der früheren niederländischen Kolonialmacht orientierten.

Auf dem Scheerauischen Sumatra hauptsächlich Pfeffer, auf Banda Muskatnüsse, auf Amboina Gewürznelken: Jean Paul gibt in einem satirischen Spiegel ein wenig wieder, wie man zu seiner Zeit über das heutige Indonesien kolonialistisch denken konnte. Auf Teidor nun: ein artiges Landhaus. War das nicht etwas frivol, wenn man bedenkt, dass auf Tidore sich ein ständig mit einem Ausbruch drohender Vulkan befand? Tidores Einflussbereich „umfasste vom 16. bis zum 19. Jhdt. die Insel Halmahera, die Raja Ampat-Inseln sowie die Küsten Neuguineas von der Halbinsel Onin und der Vogelkopf-Halbinsel bis in die heutige Cenderawasih-Bucht. Damit spielte T. eine entscheidende Rolle in der Verbreitung des Islams an den Küsten von Neuguinea. T. Musste der VOC einen jährlichen Tribut zahlen, der nur z.T. durch Nelken gedeckt werden konnte und hauptsächlich durch Sklaven abgeglichen wurde, die T. wiederum als Tribute seiner abhängigen Territorien erhielt. Dadurch kam es zu einem erheblichen Anwachsen des Sklavenhandels an den Küsten Neuguineas, der bis zum Verbot der Sklaverei in Ndl.-Indien in der zweiten Hälfte des 19. Jhdts. eine der Haupteinnahmequellen des Staates wurde“ (H. Warnk zu Tidore). Auf dieser Insel ein Landhaus? Wieder nimmt Jean Paul die Feuilletonkritik von Karl Kraus vorweg: Es handelt sich um das Landhaus genau des Artikelschreibers selbst, für den Java größer als Sumatra, aber noch nicht fertig aufgeschüttet und Banda dreimal so groß wie der Scheerauer Konzertsaal ist und andere Vergleiche mehr. Hinzugefügt werden muss, dass dieser Artikelschreiber als Lehrer/Hofmeister der männlichen Hauptfigur auch mit diversen positiven Eigenschaften ausgestattet, aber vom Autor Jean Paul selbst deutlich abgegrenzt wird.

Die Sprache bei Jean Paul ist zeitgenössisch. Anders ist es in Hermann Hesses Text *Anton Schievelbeyn´s Ohn-freywillige Reisse nacher Ost-Indien* von 1905, der durchgehend in archaisierender Manier gehalten ist. Hesse (1877-1962) experimentierte darin mit der Spräche älterer Reiseberichte und pietistischer Bekehrungsgeschichten, nachdem ihm der

Erfolg des biederen *Peter Camenzind* (1904) eine Existenz als Schriftsteller zu ermöglichen begann. Hesses Eltern waren ein Missionsehepaar, das sich in Indien kennengelernt hatte. Hesse scheint gespürt zu haben, dass *Schievelbusch* mit seiner übertrieben künstlich-archaisierenden Sprache und dem zu typisch-erwartbaren Plot nicht geglückt war und nahm diesen Text nicht in seine Sammlung *Aus Indien* (1913), die er nach seiner Reise 1911 nach Süd-Sumatra und Ceylon zusammengestellt hatte, auf. Hermann Hesse ist dafür getadelt worden, dass er bei dem, was er zu Indien schrieb, zu wenig Kolonialismuskritik übte. Das steht hier nicht zur Debatte. Hier soll gefragt werden: Was ist das eigentlich Kolonialismuskritische in der *Unsichtbaren Loge*? Es ist der Hinweis auf das Agieren einiger damaliger europäischer Mächte, die weit nach Übersee ausgegriffen hatten. Es ist die scharfe Kritik daran, dass ein x-beliebiger europäischer Kapitän völlig fremden Inseln Namen geben könne unabhängig davon, wie die Einheimischen diese Inseln nannten. Und es ist der Hinweis darauf, dass auf „Verschreiben" der Regierung auch eines kleinen Fürstentums in Deutschland kleine Leute, mögen es nun die Besitzer schäbiger Kaufläden, Höker, Hausierer oder kleine Schmuggler sein, in den Vertrieb exotischer Gewürze mithineingezogen wurden. Mit einem Blick auf diese „armen Teufel" wendet Jean Paul sich am Ende des Molukken-Unterkapitels von den indonesischen Muskatnüssen ab, da man mit einem solchen Blick bemerken könne, „was der Küstenhandel ist, den da sogenannte Fratschler-Weiber mit Pfeffer- und Welschen-Nüssen im kleinen treiben."

Ich werfe in diesem Aufsatz mehrmals einen Blick auf Zeiten nach dem Verfassen der *Unsichtbaren Loge* und auf Vorgänge und Entwicklungen, die Jean Paul zur Zeit des Schreibens noch gar nicht wissen konnte. Ein wichtiger Grund dafür ist, dass dieser erste der großen Romane Jean Pauls in einer Zeit epochaler Umbrüche in Europa geschrieben wurde, die schnell auch Folgen für den Kolonialismus im heutigen Indonesien und Malaysia hatten. Ob man hier „erstaunlich schnell" oder „selbstverständlich schnell" sagt, ist Einschätzungssache. Ich selber meine: erstaunlich schnell. Ein Amsterdamer Gewürzhändler oder Londoner Börsenspekulant zur Zeit Jean Pauls meinte vielleicht „etwas langsamer als ich dachte", ein umtriebiger und umgetriebener Mann wie der spätere Diplomat Talleyrand meinte vielleicht „so in etwa nach meinen Erwartungen."

Jean Paul begann 1791 mit der Niederschrift der *Unsichtbaren Loge* und beendete 1792 den eigentlich Torso gebliebenen Roman, der im Januar 1793 gedruckt wurde. 1792 legte Johann Paul Friedrich Richter sich erstmals – sicher mit Blick auf das zeitgenössische Frankreich und sicher auch, wie man oft geschrieben hat, mit Blick auf den Schweizer Jean-Jacques Rousseau – das Pseudonym Jean Paul zu. 1791 erließ die Nationalversammlung in Paris revolutionäre, antifeudale Gesetze , die ersten Jakobinerklubs wurden gegründet. In diesem Jahr schrieb Jean Paul über das L*eben des vergnügten Schulmeisterlein*

Wutz. Im Januar 1793 wurde der französische König Ludwig XVI. vom Nationalkonvent zum Tode verurteilt und hingerichtet. In eben diesem Monat trat die *Unsichtbare Loge* als gedruckte an die Öffentlichkeit.

Unmittelbar vor der *Unsichtbaren Loge* schrieb Jean Paul die Satire D*es Rektors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg*. K. Wölfel schrieb 1989 dazu: „Daß der Erfinder dieser auf perfekteste Weise subversiven Satire, um es per negationem auszudrücken: kein Parteigänger der Gegner der Revolution ist, liegt auf der Hand (obwohl es die Zensur schwer gehabt hätte, ihm das buchstäblich nachzuweisen). Freilich ist das eine Feststellung ohne besonderen charakterisierenden Wert; denn von welchem deutschen Autor ließ sich 1791 – dem Entstehungsjahr des Fälbel - nicht Gleiches sagen?" Die Guillotinierung des französischen Königs, später der (aus Österreich stammenden) Königin, die „Schreckensherrschaft" eines radikalen Teils der Jakobiner führten bei einer ganzen Anzahl von deutschen Intellektuellen, die anfangs mehr oder weniger Parteigänger der Revolution gewesen waren (Klopstock, Schiller, Hegel, Hölderlin, Schelling...), in unterschiedlicher Weise zu Desillusionierung, Abstandnahme oder gar Gegnerschaft, auch bei Jean Paul. Die von bestimmten französischen Revolutionären geforderte und von Napoleon endgültig wieder kassierte Dekolonialisierung kolonialer Territorien las sich zu der Zeit, als die *Unsichtbare Loge* geschrieben wurde, noch anders als wenige Jahre später nach *terreur* und Revolutionskriegen.

Der indonesische Schriftsteller und Geschichtsdozent Zeffry Alkatiri hat sich in einem Gedichtbändchen auf unterschiedliche Weise mit Erscheinungsformen des Kolonialismus im Lauf der Zeiten auseinandergesetzt. In einem Gedicht mit dem Titel *Amsterdam – Batavia* heißt es u.a.:

„Die Mannschaft am, Heck schnuppert und riecht
Den Duft der Gewürze
Und das Meer lässt einen goldenen Glanz
In ihren Augen funkeln."

Alkatiri erwähnt hier den Duft der Gewürze, ähnlich wie Giles Milton, der die Banda-Inseln bereiste, wie betäubt vom Geruch war, der über diesen Gewürzinseln wehte. Jean Paul ging es weniger um die Inseln auf der Südhalbkugel selbst und um die Bäume, deren Ernte die Gewürze waren, sondern um die Gewürze als Waren in Amsterdam und Deutschland. Burhan Bungin machte mit Blick auf die landschaftlichen Schönheiten seiner Heimat (und die Korallenriffe bei den Inseln) Werbung für die Banda-Inseln als Tourismusziel. Wie Mangunwijaya in seinem Roman betonte er, dass wegen der Begehrlichkeiten europäischer Kolonialherren die Gewürze nicht nur ein Segen, sondern auch ein Fluch für die Molukken

waren. Hermann Hesse erzählte in dem Text *Schievelbusch* von einem fiktiven Kap der Guten Hoffnung und einem fiktiven Ost-Indien. Die Erlebnisse Schievelbuschs bilden einen breit ausgemalten, farbigen Hintergrund vor dem (ähnlich wie bei einer Facette von Defoes *Robinson Crusoe*) eine Hinwendung zu Gott, dem Herrn (in barocker Manier mit zwei großen Anfangsbuchstaben) stattfindet. Die archaisierende Sprache kann ein Hinweis darauf sein, dass Hesse selbst nicht an eine solche, pietistischer Bekehrungsliteratur entsprechende Religiosität glaubte.

Alle dies Vergleiche können zeigen, wie sehr es Jean Paul im Unterschied dazu um Deutschland und speziell um eines der deutschen Duodezfürstentümer ging, als er auf originelle Weise die Molukken in einem Weiher aufschütten ließ, und auch, wie sehr er auf die Begleitumstände der Vermarktung von Gewürzen als Ware achtete – eine von oben von der Regierung befohlene Vermarktung. Jean Paul schrieb die *Unsichtbare Loge*, als die Französische Revolution noch in ihrer „idyllischen Phase" war, wie es mit Blick auf die Reaktion deutscher Intellektueller öfter genannt wurde. Nach der „Schreckensherrschaft", nach Direktorium, nach Napoleons Aufstieg und vor allem nach den fürchterlichen Schrecken und Opfern der Napoleonischen Kriege hätte das Molukken-Unterkapitel anders, zumindest mit anderen Akzentuierungen geschrieben werden müssen. Ob aber der gute Wutz nicht derselbe geblieben wäre und unverzagt seine eigene Geschichte des Wiener Kongresses geschrieben hätte, bei dem ganz unfiktiv die Niederlande wieder als Kolonialmacht über die Gewürzinseln eingesetzt worden waren?

Literatur

Alkatiri, Zeffry (2015): *From Batavia to Jakarta in Poetry*. English Translations by Deborah Cole. German Translations by Michael Groß. Jakarta: Lontar-btw
Bungin, Burhan (1993): *Banda, Mutiara dari Timur*. In: Eka Budianta (ed) Mengenang Bumi Kelahiran. Jakarta: *Puspa Swara* (Übersetzung gekürzt in *kita* 2/09)
Forster, Georg (1983): *Reise um die Welt*. Hg. u. mit einem Nachwort v. G. Steiner, Frankfurt:Insel
Forster, Georg (1989): *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England, und Frankreich im April, Mai und Junius 1790*. Hg. v. G.Steiner, Frankfurt:Insel
Goenawan, Mohamad (1991): *Catatan Pinggir 3*. Jakarta: Pustaka Utama Grafiti
Hesse, Hermann (1976): *Anton Schievelbeyn´s Ohn-freywillige Reisse nacher Ost-Indien* (1905). In: Volker Michels (Hg) Materialien zu Hermann Hesses „Siddharta", 2. Band. Frankfurt: Suhrkamp
Jean Paul (1982): *Werke in drei Bänden*. Hg.v.N. Miller. Harenbgerg Kommunikation nach München: Hanser

Lahnstein, Peter (1977) (Hg.): *Report einer „guten alten Zeit". Zeugnisse und Berichte 1750-1805*. München:dtv
Mangunwijaya, Y.B. (1987): *Ikan-ikan Hiu, Ido, Homa. Sebuah Novel Sejarah*. Cet.2. Jakarta:Djembatan
Milton, Giles (1999): N*athaniel´s Nutmeg. How One Man´s Courage Changed the Course of History*. London:Sceptre
Osterhammel, Jürgen (1997): Einleitung. In Pierre Poivre (1997): *Reisen eines Philosophen 1768*. Eingel., übers.u.erl.v. J. Osterhammel. Sigmaringen:Thorbecke
Rasch, Wolfdietrich (1971): *Die Erzählweise Jean Pauls. Metaphernspiele und dissonante Strukturen*. In J.Schillemeit (Hg) *Deutsche Romane von Grimmelshausen bis Musil*. 5. Aufl. Frankfurt:Fischer
Schweikert, Uwe/Schmidt-Biggemann, Wilhelm/ Schweikert, Gabriele (1975): *Jean Paul Chronik. Daten zu Leben und Werk*. München:Hanser
Siebert, Rüdiger (1987): *5mal Indonesien. Annäherungen an einen Archipel*. München-Zürich:Piper
Wagner, Wilfried (2015): M*issionslinguistik – einige Fundstücke*. In S.Schmidt-Brücke et al.(Hg): Koloniallinguistik. Sprachen in kolonialen Kontexten. Berlin-Boston:de Gruyter
Warnk, Holger (2015): *Muskat*. In Hermann Hiery (Hg): *Lexikon zur Überseegeschichte*. Stuttgart:Steiner
Warnk, Holger (2015): Ternate. In H. Hiery (Hg)
Warnk, Holger (2015): *Tidore*. In H. Hiery (Hg)
Wölfel, Kurt (1989): J*ean Paul-Studien*. Frankfurt:Suhrkamp

Peter Wenger

50 Jahre Galerie Smend

Wer hätte 1973 daran gedacht, eine Galerie zu gründen, die sich auf nur eine Technik der bildenden Kunst spezialisiert. Und ausgerechnet auf Batik. Und noch dazu in Deutschland, wo Batik auf dem Kunstmarkt nur den Stellenwert einer nicht ernst zu nehmenden Freizeitbeschäftigung hatte.

Das konnte nur jemand sein, der als begeisterungsfähiger junger Mensch rein zufällig auf etwas stößt, das ihn dann nicht wieder loslässt.

Antike, indonesische Batik beeindruckt, weil darin ästhetische Sonderheiten zum Ausdruck kommen, die, technisch bedingt, der Batikmalerei eigen sind.

Heute ist Rudolf Smend einer der weltweit wichtigsten Sammler traditioneller, indonesischer, antiker Batik.

Seit 50 Jahren nun ist die Galerie Smend zu einem Anziehungs- und Sammelpunkt geworden für Künstler, die sich von den besonderen Eigenheiten der Batikmalerei dermaßen angesprochen fühlten, dass sie ihr Schaffen ganz der Batik gewidmet haben.

Endlich gab es eine Galerie, in der Batik ernst genommen wurde.

Schließlich habe auch ich den Weg in die Mainzerstraße in der Kölner Südstadt gefunden. Ich erinnere mich noch sehr genau an das Gefühl, das ich hatte, als mich Rudolf und Karin Smend in ihrer Galerie begrüßten. Für uns Batiker waren diese Begrüßungen jedesmal, als ob uns, aus einer kalten Welt kommend, eine Oase aufgenommen hätte.

Von überall kamen wir her, aus Deutschland natürlich, aber auch aus Belgien, England, Österreich; aus der Schweiz, Irland, USA, Australien und sogar aus Japan. Wir kamen, einfach weil diese Galerie einzigartig war – sie gab Batikkünstlern die Möglichkeit, ihre Werke der Öffentlichkeit vorzustellen, was in Deutschland etwas ganz neues war.

Über all diese vielen Jahre hinweg, sind wir immer wieder anlässlich von Ausstellungseröffnungen in der Galerie Smend zusammengekommen. Und was so schön an diesen sich wiederholenden Begegnungen war, ist das angenehme Gefühl, nicht allein zu sein mit seinem Interesse an Batik, dieser so ganz besonderen Malerei, sondern umgeben von Anderen mit dem gleichen Interesse, wie man selbst.

Gemeinsames verbindet. Und so haben wir uns in der Galerie schließlich wie eine große Familie gefühlt.

Noch eine Besonderheit zeichnete die Galerie Smend von Anfang an aus: immer wieder mal fand in ihr eine Ausstellung statt – nicht wie gewöhnlich mit Arbeiten aktueller Batik, sondern mit thematisch ausgesuchten Beispielen aus Rudolf Smends großer Sammlung antiker, indonesischer Batik.

Dank Rudolf Smends jahrzehntelanger Sammlertätigkeit wurden diese Ausstellungen über die Jahre hinweg zu einer in Deutschland bis dahin noch nicht dagewesenen, einzigartigen Gelegenheit, den Reichtum und die Schönheit dieser Textilien kennenzulernen.

Für uns Künstler waren diese Ausstellungen außerdem noch ein Hinweis darauf - nicht mit kalten Worten, sondern authentischen, wunderschönen Beispielein- woher der Impuls kam, uns hier in Europa für diesen uns fremden, orientalischen Zweig in der bildenden Kunst zu interessieren und um daran zu erinnern, dass moderne Batik sich auf ästhetische Eigenheiten stützt, die schon in antiker, indonesischer Batik ihre wunderbaren Möglichkeiten gezeigt hatten.

Auch Richard Dölker, Deutschlands Altmeister der Batikmalerei, hatte sich erst dann für Batik als seine bevorzugte Arbeitsweise entschieden, nachdem er in einer Ausstellung im Vatikanmuseum antike indonesische Batiken kennengelernt hatte.

Wer hätte 1973 gedacht, dass eine dermaßen spezialisierte Galerie nach 50 Jahren immer noch existieren würde?
Rudolf Smend hat einen Versuch gewagt, an dessen Erfolg in Deutschland damals noch niemand geglaubt hätte.
Mit der Gründung seiner Batikgalerie war moderner Batik nun endlich ein Schaufenster gegeben.

Außerdem, und dank seiner Sammlertätigkeit, konnte er auch traditionelle, indonesische Batik mit seiner Galerie einem breiten Publikum zugänglich machen.

In allem was er unternommen hat, war ihm der persönliche Kontakt mit und unter den Künstlern wichtig.

Die Gruppenausstellungen, die er in seiner Galerie organisiert hat, waren für uns Batikkünstler, die wir zum Teil weit voneinander entfernt leben, eine der seltenen Gelegenheiten, uns im persönlichen Gespräch begegnen zu können...
Rudolf Smend wollte, dass wir uns in seiner Galerie wie zuhause fühlen sollten.

Er hat sogar Studienreisen nach Java organisiert, denn er wollte, dass wir an Ort und Stelle und durch eigene Arbeit erfahren sollten, wie dort immer noch, und seit Jahrhunderten schon, in der Batiktechnik gearbeitet wird.

Und für all das, was Rudolf Smend mit seiner Galerie im Laufe dieser vielen Jahre getan hat, sage ich im Namen all derer, die durch ihr Interesse an der Batikmalerei die Galerie Smend kennengelernt haben:

herzlichen Dank, Rudolf Smend.

Annegret Haake

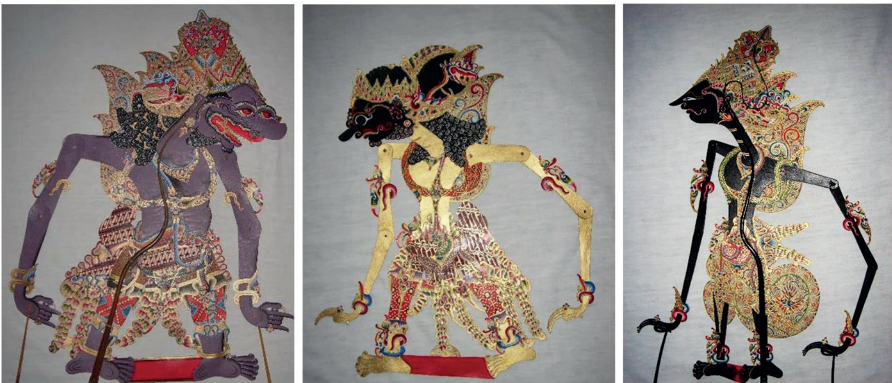
Die Kleiderordnung der Gestalten des Javanischen Schattentheaters „Wayang Purwa"

Das Schattenspiel „Wayang Purwa" ist trotz seines hohen Alters in der javanischen Gesellschaft sehr beliebt. Wayang bedeutet „Geist", „Ahne" oder auch „Seele", Purwa dagegen „ursprünglich" oder „frühestes". Das Repertoire dieser Art Schattenspiel enthält die altindischen Sagen *Ramayana, Arjunasasrabahu* und *Mahabharata*. Die mitspielenden Komikerfiguren *Panakawan* sollen sogar aus dem prähistorischen Java stammen.

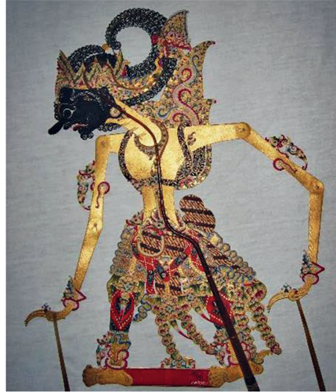
Aufführungen des Wayang Purwa haben also auch heute noch ihr Publikum. Der Puppenspieler wird *Dalang* genannt. Er führt die Figuren, gibt ihnen seine Stimme als Rezitator und auch mal als Sänger; und oft hat er die Figuren sogar selbst angefertigt. Dazu wird eine getrocknete Büffelhaut (*kulit* = Haut) verwendet, die durch viele Prozesse ausgedünnt wurde.

Aus dieser präparierten Haut werden mit verschiedenen Sticheln die Umrisse und Schmuckmotive ausgestanzt. Anschließend daran folgt ein Anstrich mit einem opaken Farbstoff, der die dunklen Schatten produziert. Eine filigrane bunte Bemalung vollendet dann das Aussehen der Figur. Die Qualität hängt neben der Ausstanzarbeit und dem verwendeten Material der Haut auch von der Feinheit dieser Bemalung ab.

Für die Aufführung in einem traditionellen javanischen Haus mit Vorhalle als Gästeempfang (*Pendopo*) ist der Schirm zwischen dieser Halle und dem Wohnbereich aufgebaut.



1: Figuren von Fürsten und Prinzen. Namen der Figuren von links nach rechts: ,,Riesenkönig", ,,Jayadrata", ,,Kresna". Fürsten oder auch Kronprinzen tragen ein großes Flügelornament auf dem Rücken zum Zeichen ihrer Würde. Das gilt auch für die Riesen. Die im Text beschriebenen körperlichen Eigenschaften (Hände, Mund, Nase, Augen) kann man im Bild erkennen). Der Hang zur Aggressivität wird auch bei noblen Typen dargestellt durch geöffnete Augen und Schrittstellung. Das haben Gut und Böse gemeinsam.

2: Unterschiede von Figuren aus den Fürstentümern Surakarta und Yogyakarta. Von links nach rechts: „Yudisthira“ M und „Gatotkaca“ (S). Figuren aus den Fürstentümern Surakarta oder Solo (S) und Yogyakarta M kann man an der Länge ihrer Arme unterscheiden (die derjenigen aus Yogyakarta reichen ausgestreckt bis an die Ferse).

Die männlichen Zuschauer und Gäste sitzen auf der Seite des *Dalang* im *Pendopo* und sehen die ganze Pracht der Figuren und das *Gamelanorchester* mit Sängerin (*Pesinden*), während die Frauen aus dem Wohnbereich nur die Schatten sehen.

Vor Beginn der Aufführung ordnet der *Dalang* die Figuren nach ihrem Charakter vor dem Bildschirm (einem weißen Tuch, jav. = *Kelir*), indem er sie seitlich davon in einen Bananenstamm steckt – von seinem Platz aus gesehen – rechts die guten und links die bösen Typen. Die guten und bösen Typen sind schon durch körperliche Merkmale (Größe, Haltung, Form der Augen, der Nase und des Mundes) zu unterscheiden. Die edlen Typen zeichnen sich durch feine Gesichtszüge, wie z.B. einer durchgängigen Stirn/Nasen-Silhouette, einem feinen geschlossenen Mund und mandelförmigen Augen aus. Ihre Hände sind feingliedrig im Gegensatz zu denen der bösen Typen. Aggressivität wird im Allgemeinen durch geöffnete Augen und offene Beinstellung angezeigt. Auf viele Figuren trifft diese Beschreibung auf den ersten Blick nicht zu; sie sehen mehr wie die bösen Typen aus; ihre Augen sind auch groß und rund und die Nase ist oft keulenförmig. Aber ihnen fehlen die Kennzeichen für die Riesen und Dämonen, die zur bösen Kategorie gehören, die nämlich offene Münder mit sichtbarem Zahnfleisch *Gusen*, Reißzähnen und rotgeränderten einfachen oder doppelten Glotzaugen haben. Deren Hände sind grob und tragen Krallen.
(*s. in Bild 1*: „Riesenkönig“ und *in Bild 2*: „Gatotkaca“)

Der gesellschaftliche Rang der Figuren lässt sich am besten durch Einzelheiten an Schmuck und Kleidung erkennen. Könige, Prinzen und hochgestellte Adelige tragen auf dem Rücken ein Flügelornament - einem Bolero gleich. Regierende Fürsten haben dazu noch eine Krone. Diese Kennzeichen gelten auch für die Gruppen der Götter, Riesen und Dämonen, denn sie haben denselben gesellschaftlichen Aufbau (*s. Bild 1*).



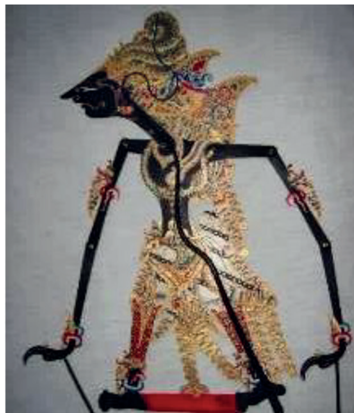


Bild 2a: Unterschiede der Frauenfiguren aus beiden Fürstentümern. Bei Frauenfiguren aus Yogyakarta endet der Rock vorn in einem Zipfel (re), diejenigen aus Solo haben einen Rock mit Schleppe (li).

Zwischen den aus Surakarta und Yogyakarta stammenden Figuren gibt es Unterschiede, die sofort ins Auge springen: Bei Figuren aus Yogyakarta sind die Arme im Verhältnis zum Körper länger als die ihrer Kollegen aus Solo; sie reichen bei Yogya-Figuren bis an die Ferse. Bei den Frauenfiguren aus Yogya hängt ein Zipfel des Rockes vorn herunter, während die Frauen aus Solo Kleid oder Rock mit Schleppe tragen (*s. Bild 2* und *2a*).

Götter und dem Himmel nahestehende Figuren wie Nymphen und Priester tragen in der Version von Solo geblümt gemusterte Jacken oder Mäntel und Schuhe, dazu die ihrem sozialen Rang entsprechende Kopfbedeckung Krone, Mütze oder manchmal auch einen Turban. In der Version von Yogya gibt es bei den Göttern und Heiligen weder Schuhe noch Kronen, aber immer einen Turban zu sehen. Beide Versionen tragen einen *Selendang* (Zeremonienschal). (*s. Bild 3*).







3: Kennzeichen von Göttern und Heiligen aus Solo und Yogya. (von li. nach re.): ,,Indra“, Herrscher des Himmels (S), ,,Wishnu“ M, einer der drei Hauptgötter im Hinduismus; - ,,Abiyasa“ M, Priesterkönig. - (,,Wishnu“ = Erhalter, ,,Shiwa“ = Zerstörer und Erneuerer, ,,Brahma“ = Schöpfer). Der Hauptgott „Shiwa“ heißt in Indonesien „Bathara Guru“).



4: ,,Larangan"-Muster, die nur dem Herrscher, seiner 1. Frau und dem Kronprinzen vorbehalten waren (von li. nach re.): ,,Parang Sarong", (Rapporthöhe ca. 15 cm) ,,Sembagen Huk" und „Sido Luhur" (zwei der vielen „Semen"-Muster mit „Garuda"-Darstellung).

Textilien spielen bei der Identifizierung des Sozialstatus eine große Rolle, denn auf den Figuren des Wayang Kulit ist das im 18. Jahrhundert von den Fürstenhäusern erlassene *Larangan*-Gesetz noch präsent. Dieses Gesetz verbot der Allgemeinheit den Gebrauch bestimmter Textilien; davon ausgenommen waren Brautpaare während ihrer Hochzeit. Die meisten Originale der *Larangan* sind Batikmotive. Im 18. Jh. war es üblich, dass die Frauen im fürstlichen Harem sich mit der Batikherstellung beschäftigten.

Nach diesem Gesetz behielten sich die Fürstenhäuser folgende Muster vor: *Parang*, die Randmuster *Modang*, *Tumpal* und *Cemukiran*, die schräglaufenden Streifen *Udan Liris* und *Rujak Sente*, wenn sie *Parang*-Motive enthielten und Muster mit *Garuda*-Motiven. Zu den letzteren gehören auch die meisten Semen-Muster. Nur der Fürst selbst, seine erste Frau und der Kronprinz durften *Parang Barong* („Parangmuster mit dem höchsten Rapport) und bestimmte *Semen*-Muster mit dem großen Garudabild tragen (*Garuda* = adlerartiger Vogel, der Symbol der Sonne und des Herrschers ist). (*s. Bild 4*).

Parangmuster mit kleineren Rapporthöhen waren auch den anderen Fürstenkindern erlaubt. Weitere Familienmitglieder und Hofbeamte mussten sich mit *Rujak Sente*, *Kawung* und verschiedenen *Ceplok*-Mustern und Pflanzenbildern begnügen. (*s. Bild 5*).

Der Sultan von Yogyakarta, Hamengku Buwono IX., hob 1945 dieses Gesetz zwar wieder auf, aber der gute Geschmack verbietet jedem gebildeten Javanen, mit *Larangan*-Mustern bekleidet bei offiziellen Empfängen des Sultans zu erscheinen, falls er/sie nicht zu den entsprechenden Personengruppen gehört, denen das Tragen erlaubt war.



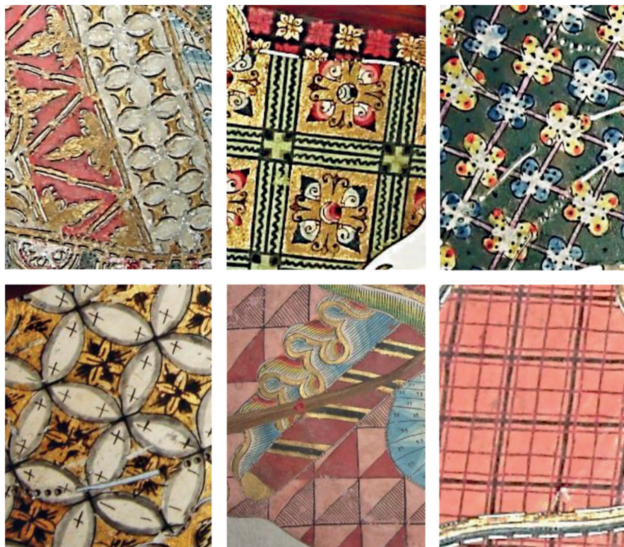
5: ,,Larangan"-Muster, die allen anderen Hofangehörigen erlaubt waren. Von oben li. nach unten re.: ,,Parang Rusak", „Udan Liris" (= sanfter Regen), „Rujak Sente"(= ein Fruchtsalat), ,,Kawung Solo", ,,Kawung Sen Yogya" (K. = Blütenquerschnitt der Arenpalme), ,,Slobok" (= schlackern).

Fast alle auf Wayangfiguren dargestellten Textilien gehören zu den *Larangan*, denn die Figuren des Wayang Purwa präsentieren die Rangliste der Hofgesellschaft. In den Fürstentümern Yogyakarta und Surakarta (Solo) existierten unterschiedliche Verbotslisten, aber für die Wayangfiguren spielte das keine Rolle.

Wie schon erwähnt, wurden die Muster durch Ausstanzen und Bemalen auf die Figuren des Wayang Purwa übertragen und trugen zu ihrer Identifizierung bei. Die Figuren können Kunstwerke ersten Ranges darstellen. Nicht zuletzt deshalb wurde das javanische Schattenspiel 2003 von der UNESCO zum „Immateriellen Weltkulturerbe" erklärt.



6a: Beispiele für Darstellungen von „Larangan"-Mustern auf Schattenspielfiguren. Auf den Schattenspielfiguren sind die Motive ausgestanzt oder farbig bemalt dargestellt. In Bild 6a kann man „Parang"-Muster und „Garuda"-Muster erkennen, die auf Figuren von hohen Adligen zu finden sind.



6b: Darstellung von „Larangan"-Mustern auf Figuren von niedrigerem Sozialstatus (vgl. Bilder 4 und 5).

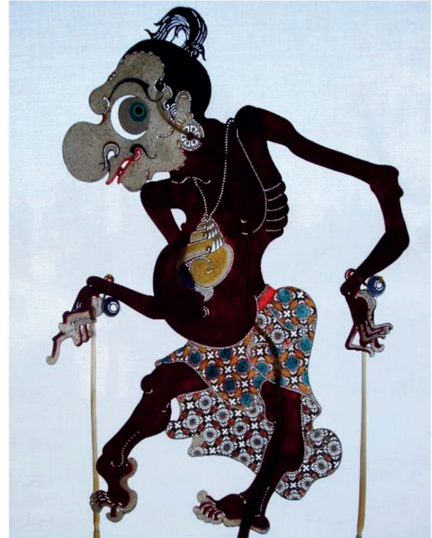


7: Schattenbild von Figuren des traditionellen „Wayang Purwa“, hier: Gott „Wishnu“ (li.) und König „Kresna“ (re.); vgl. auch Bilder 1 und 3).

In neuerer Zeit haben sich einige Änderungen ergeben. In den 1990er Jahren stellte zum Beispiel der aus den Niederlanden zurückgekehrte Künstler Sukasman aus Yogyakarta eine neue Art des *Wayang Purwa* vor, das unter dem Namen *Wayang Ukur* bekannt wurde (*Ukur* kann man mit „Form“ übersetzen). In seinem Haus und der anliegenden Werkstatt richtete er ein Museum ein, wo es auch Aufführungen gab.

Im Jahr 2000 wurde er mit seiner Gruppe (*Dalang*, traditionellem Gamelanorchester und Tänzern) von der Weltorganisation der Puppentheater UNIMA zur Mitwirkung am Festival in Magdeburg eingeladen. Der damalige Bundespräsident Johannes Rau eröffnete das Festival mit einer Aufführung der Gruppe und erhielt zum Andenken eine Figur des Spiels. Das Besondere an Sukasmans Theater war, dass außer dem Orchesterspiel Tänzer vor dem Bildschirm tanzten. Die gespielten Geschichten waren aus dem Wayang Purwa und die Figuren des Wayang Ukur lehnten sich an deren Formen an; die Kleidermuster richteten sich aber nicht immer mehr nach dem *Larangan*, sondern es konnte vorkommen, dass ein Komiker, der zur Dienerschaft gerechnet wird, ein *Parang*-Muster“ trug, das nur dem Fürsten selbst zustand.

Eine grundlegende Neuerung war auch, dass die Schatten teilweise farbig waren. Das hatte Sukasman erreicht, indem er die Grundierung nur partiell auftrug. Diese Art Schattenspiel ist jetzt auch in Indonesien voll anerkannt und in das Konzept der Museen aufgenommen worden.

8: Original- und Schattenbild einer Figur des „Wayang Ukur“, hier: einer der Komikergruppe ,,Panakawan“: Die Gruppe besteht aus dem weisen „Semar“ mit seinen drei Söhnen „Gareng“, „Petruk“ und „Bagong“. Sie erörtern die Neuigkeiten des Dorfes, bzw. der näheren Umgebung und sind ein fester Bestandteil jeder Aufführung. (Abgebildet ist „Gareng“, der mit seinem verkrüppelten Fuß oft als „Ebenbild“ des „fliegenden Händlers“ angesehen wird; ,,Petruk“ wird wegen seiner langen Nase von vielen als Europäer betrachtet, und „Bagong“ ist einfach der polternde Dummkopf). Die „Panakawan“ dienen der „guten Seite“, die die von ihnen gegebenen Ratschläge gern befolgt (Original: li., Schattenbild: re.).

Die Figuren des traditionellen „Wayang Purwa“ werden von Künstlern auch heute noch in unterschiedlicher Qualität hergestellt, sie sind ein wichtiger Andenkenartikel und ernähren so einen ganzen Handwerkerzweig.

Karl Mertes

Aufgelesen

„Zwischen Repression und Opposition" von Irina Grimm

Der fleißige regioSPECTRA-Verlag aus Berlin hat mal wieder einen originellen Beitrag zur indonesisch-deutschen Verbindung herausgegeben: „Indonesische Studierende in der Bundesrepublik Deutschland (1965 –1998)" lautet der Untertitel einer Studie von Irina Grimm. Und deren Erkenntnisse passen genau zu dem Schwerpunktthema dieses Heftes.

Eine spannende wie aufschlussreiche Lektüre wird uns auf 150 Seiten geboten. Über dreißig Jahre politischer und kultureller Einflussnahme der sogen. Neuen Ordnung/Orde Baru unter Präsident Suharto auf Studenten und Studentinnen in der Bundesrepublik wird anschaulich geschildert, analysiert und reflektiert. Irina Grimm wurde durch einen Artikel in der Freiburger Studentenzeitung des Jahres 1967 auf ein Phänomen aufmerksam, das offensichtlich Anstoß für ihre neugierige und genaue Suche nach den Zusammenhängen war – nämlich die Schilderung der indonesischen Regierung, Studierende in Deutschland in einer Zwangsorganisation zu verpflichten und ihren Alltag „untersuchen" zu lassen.

Zum Hintergrund und zur Vorgeschichte: Westdeutschland als Studienort war aus unterschiedlichen Gründen Anlass für die Wahl von Indonesiern. Zum einen brach Mitte der 1950er Jahre die indonesische Regierung unter Präsident Sukarno eine Vielzahl noch aus der Kolonialzeit strammender Verbindungen und Verpflichtungen mit den Niederlanden – was dazu führte, dass viele indonesische Studierende aus Holland nach Deutschland wechselten. Zum anderen ist die Studiengebühren-Freiheit gekoppelt mit einem positiven Image des „Made in Germany" ein Motiv gewesen. Und schließlich war die Bundesrepublik nach dem Putsch durch Suharto und der strikten antikommunistischen Politik für eine nennenswerte Zahl von Indonesier_innen Anlass aus der DDR und dem weiteren Ostblock nach hier zu wechseln. Diese und weitere Argumente beschreibt die Autorin sehr gründlich.

Und tatsächlich: Das Akten- und Literaturstudium von Irina Grimm sowie Interviews mit Betroffenen belegen zweifelsfrei, dass und wie die indonesische Regierung über Jahrzehnte studierende junge Leute versuchte unter Kontrolle zu bringen und zu halten. Diese Kontrolle zielte ausdrücklich auf die Rückversicherung antikommunistischer Gesinnung und kritisches Verhalten Oppositioneller. Ein simples und brutales Methodenpaket bot die Instrumente: Zwangsmitgliedschaft in der Studentenorganisation PPI / das Gelöbnis ein „treuer indonesischer Staatsbürger" zu sein und „diejenigen, die sich gegen die Neue Ordnung stellen tatkräftig zu verurteilen und zu liquidieren" / weiterhin ein „Screening" in Form eines Fragebogens mit Selbstbezichtigungen und Denunziationen.

Später folgten noch die Indoktrinationen zugunsten der Neuen Ordnung im Rahmen der sogen. P4-Kurse. Bei Unbotmäßigkeit oder Ablehnung der Maßnahmen drohte neben Zurechtweisungen als Sanktion die Aberkennung des Passes (was dann das Aufenthaltsrecht einschränkte). Diese Räuberpistole bestimmte also die konkreten Studien- und Lebensbedingungen von Indonesier_innen bis zum Abtritt von Suharto und der dann folgenden Reformasi.

Selbstverständlich gab es Proteste, Widerspruch und Widerstand. Grimms Verdienst ist es, die Quellenlage systematisch aufgearbeitet zu haben und neben der Beschreibung der Sachverhalte übergreifende politische Aktivitäten und Solidaritätskampagnen ebenso zu schildern wie die differenzierte missbilligende Berichterstattung einiger großer Medien und auch die (als „Armutszeugnis“ qualifizierte) fragwürdige Position bundesdeutscher Stellen. Ausführlich wird als exemplarisches Beispiel die Situation von Pipit Rochijat dargelegt, weil sie authentisch und mit konkreten Beweisen die allseits geübte Praxis belegt. Den eingangs erwähnten Artikeln aus Freiburg sind ergänzend noch die vielfältigen und umfangreichen Initiativen des World University Service/WUS, Korrespondenzen und Akten in dem lesenswerten Anhang beigefügt.

Der beschriebene Kampf zwischen Repression und Opposition war in der Bundesrepublik jedoch noch breiter aufgestellt. Die Menschenrechtsorganisation IMBAS beispielsweise oder auch das Cologne Forum Indonesia stützten die angespannte Auseinandersetzung mit der Neuen Ordnung. Unter Beobachtung standen auch binationale Gesellschaften und Versuche der Einmischung auf deren Aktivitäten zeigten den Machtwillen des autokratischen Systems, wie ebenso Sanktionen gegenüber Journalisten oder Privatpersonen. Grimm selbst bestätigt, dass das Umfeld der Repressionsmaßnahmen „in der bisherigen Forschung noch nicht erfolgte“. Das wäre aber hilfreich im Zusammenhang der Aufarbeitung des Staatsstreiches 1965.

Irina Grimm, *Zwischen Repression und Opposition: Indonesische Studierende in der Bundesrepublik Deutschland* (1965 – 1998)
regioSPECTRA Verlag, Berlin 2019 | ISBN 978-3-9477-2912-8

Albert Klütsch

Im Namen der Guten

„Die Jakarta-Methode" – ein mörderisches Programm einer verbrecherischen Politik von Vincent Bevins

Vincent Bevins, Jahrgang 1984, kalifornischer Freigeist, sah sich dem Journalismus verpflichtet, der ihn unter der waltenden Obhut von Washington Post, Los Angeles Times und weiterer internationaler Verlage durch die Welten führte, die sich über Erster (kapitalistischer) und Zweiter (kommunistischer) bis zur Dritten Welt (blockfrei) erstreckte: Brasilien und Indonesien gerieten in seinen Fokus – und gaben seinem historischen Rekurs in die Welt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine neue Note. Hinter dem Schleier vordergründiger Ereignisse standen persönliche Schicksale, die millionenfach im Namen eines fanatischen Antikommunismus gemetzelt und gemeuchelt wurden. Sein 2023 im PapyRossa Verlag, Köln, in Deutsch verlegtes Buch lässt einen 353 Seiten schaudern über ein „mörderisches Programm Washingtons", das unsere Welt bis auf den heutigen Tag prägt.

Wer sich schon in den 70-ern des vergangenen Jahrhunderts auf der „Insel der Götter – Bali" bewegte und sich der kulturellen Vielfalt eines über mehr als 17000 Inseln verstreuten Vielvölkerstaates Indonesien erfreute, wer in der Hauptstadt Jakarta die Hunderttausende Indonesier erlebte, die dem Sarg von Bung Karno im Juni 1970 folgten, war angetan von jener Einheit, die dieser Präsident nach Ende der japanischen Besatzung mit dem erfolgreichen Kampf gegen die Polizeiaktionen der niederländischen Kolonisatoren, einer über alle Inseln einheitlichen Sprache – Bahasa Indonesia – und einem angesichts der religiösen Vielfalt von einheitlichen Werten der Panca Sila – Gottglaube, Nationalismus, Humanismus, Demokratie, soziale Gerechtigkeit – geschaffen und sich mit der Konferenz von Bandung 1955 internationales Ansehen erworben hatte. Wer sich jedoch vom strahlenden Lächeln des Führers einer „gelenkten Demokratie" blenden ließ, übersah leicht die vielen Millionen Totenbilder in den Häusern der Indonesier, die die Massaker der Jahre 1965/66 nicht überlebt hatten. Und wer gar für Amnesty international die Archive politischer Verfolgung durchforstete, entdeckte auf der Insel Buru in den Molukken hunderte politischer Gefangener, die unter der neuen Ordnung „Orde baru" zehn und mehr Jahre ohne Verfahren, ohne Anklage und Urteil saßen, nur weil sie eine linke „politisch unkorrekte" Meinung hatten.

Aber genau dieser revolutionäre Nationalismus, der sich aus dem Kampf gegen die Kolonisation speiste, war den „Big Brother" John Foster Dulles (US-Außenminister) und Allen Dulles (CIA-Chef) unerträglich. Und als ein paar amerikanische Bomben auf Ambon 1958 den Indonesiern noch nicht den „rechten Weg" wiesen, fürchteten die von McCarthy im Wissen um unamerikanische Umtriebe fanatisierten Amerikaner um den Verlust jedes Landes, das sich neutral gebärdete und nach ihrer politischen Analyse nunmehr dem Kommunismus anheimfallen konnte.

Das vermurkste US-Abenteuer der Schweinebucht 1962, der kubanischen Revolution Einhalt zu gebieten, hatte US-Präsident JF Kennedy Ansehen gekostet, das er nun durch Stärke im Kampf gegen weitere kommunistische Einflusssphären in Fernost (Vietnam, Laos, Kambodscha) innenpolitisch mit allem Respekt vor nationalen Befreiungsbewegungen wieder aufzupolieren trachtete. Das genügte nach seiner Ermordung dem Präsidenten Johnson und seiner CIA aber nicht und so begann die US-Regierung, ausgesuchte Militärs jener Länder in ihren Kasernen in Kansas mit ihrem „Westlichen-Werte-Bild“ vertraut zu machen, das für eine Welt ohne ein mit dem Kapitalismus streitendes Gesellschaftssystem „Kommunismus“ stand – und steht.

Und in Indonesien ergab sich die erste Probe aufs Exempel: die kommunistische Partei Indonesiens PKI hatte in Anlehnung an den Kommunismus des Mao Tse Tung mit seinen 15 Millionen Mitgliedern und einer Nähe Sukarnos zu diesem System „sozialer Gerechtigkeit“ in Indonesien eine politisch brisante Basis, die es zu zerstören galt. Denn was zählte ein „Erfolg“ in dem kleinen Vietnam, wenn das viertgrößte Land der Erde im antikommunistischen Kampf für immer verloren ging.

Und dann ging alles ganz schnell – sechs Generale, die Sukarno nahestanden, wurden in der Nacht des 30. September 1965 ermordet – und der Mord den Kommunisten in die Schuhe geschoben, worauf das Militär, aber auch islamistische Banden alle massakrierten, deren sie habhaft werden konnten: Kommunisten und solche, die sie dafür hielten, Mitglieder des Kulturverbandes LEKRA – und keiner musste sich darob schämen, weil die sogen. Neue Ordnung des Generals Suharto ob seines amerikanisch geschulten Antikommunismus dieses Morden nicht sanktionierte, sondern den Mördern einen Heldenstatus verlieh wie ihn Joshua Oppenheimer in seiner Dokumentation „Act of Killing“ eindrücklich filmisch erfasst.

Bis heute werden diese Massaker, denen in Indonesien bis zu drei Millionen Menschen zum Opfer fielen, öffentlich beschwiegen. Der preisgekrönte Journalist und Autor Vincent Bevins durchbricht in seinem Buch, glänzend übersetzt von Glenn Jäger, diese Mauer des Schweigens, indem er sich der Archive, Dokumente und eben jener Augenzeugenberichte bedient, die den Schleier des Verdrängens und Vergessens lüften helfen. Faktisch-historisch wird wenig Neues vermittelt, aber anhand der persönlichen Geschichten verlässt die Dokumentation die Basis der Daten und Zahlen und gewinnt, indem sie menschlich greifbar, nahbar, fühlbar erzählt wird.

Hinzu kommt, dass dieses Verbrechen an der Menschheit aus dem isolierten Kontext eines fernen Landes gelöst und als eine mörderische Methode erkannt wird, der die Kapitale Indonesiens nicht nur den Namen, sondern die Blaupause gegeben hat, wie sie vom

antikommunistischen Kampf der US-Administration fortlaufend seit dem II. Weltkrieg in Südkorea, Taiwan, Guatemala, Kongo, Vietnam, Brasilien, Chile bis in die Neuzeit Iran, Irak und letztlich der Ukraine genutzt wurde, wo immerzu die Waffen und die notwendige anti-kommunistische Gesinnung dazu führten, mit dem Blut der einheimischen Völker die eigene imperiale Vorherrschaft zu sichern.

Zurück bleibt für Bevins die summarische Erkenntnis aus 75 Jahren US-amerikanischer Kommunistenjagd neben den unbewältigten Traumata der betroffenen Völker und Staaten eine Politik, die darauf angelegt ist, alternative Gesellschaftsmodelle („Dritter Weg“) zu des-truieren, Staaten mit gefügigen Regierungssystemen zu fördern, sozialistische Bewegungen zu unterminieren mit dem Ziel, die Globalisierung des kapitalistischen Gesellschaftssystem zur Amerikanisierung in einer neuen „regelbasierten Ordnung“ zu deformieren, die weder das Friedensgebot der UN-Charta, noch gar die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 als rechtliche Grenzen wahrzunehmen bereit ist – das ist jene Jakarta-Methode, die sich aus einem militärisch und politisch gewalttätigen Antikommunismus speist. Ein „kalter Krieg“, mit dem die US-Administration die Welt klammheimlich überzieht. Bevins rechnet scharf mit dieser Schändung der „Westlichen-Werte-Welt“ ab und dekuvriert diese CIA-basierte Politik als jenes mörderische Programm, das dem „Mythos Amerika“ den recht-lichen und menschlichen Glanz nimmt – ernüchternd und niederschmetternd.

Vincent Bevins *„Die Jakarta-Methode - Wie ein mörderisches Programm Washingtons unsere Welt bis heute prägt“*, 2023 PapyRossa Verlag, 28 Euro

Carolin Wolfert, Aline Ferone

Wie gestalten junge Indonesier ihre Freundschaften?

Zwei Studentinnen der Rheinischen Fachhochschule Köln haben sich im vergangenen Jahr einer ansprechenden Aufgabe für ihre Magisterarbeit gestellt:
„Indonesier im Alter zwischen 18-30 Jahren, die in Deutschland leben, in Indonesien geboren und aufgewachsen sind und aufgrund ihres Studiums in der ersten Generation nach Deutschland kamen. Die Studie konzentriert sich auf die Untersuchung der Freundschaftsgestaltung im Rahmen der drei Pfeiler der Freundschaft: Kochen, Sport, Feiern.“
Das war die Fragestellung. Methodisch sehr ausgefeilt und durch umfangreiches Literaturstudium sowie viele Gespräche und teilnehmende Beobachtungen haben sie bezeichnende Erkenntnisse gewonnen. Diese sind nicht repräsentativ und beziehen sich auf die eingegrenzte Zielgruppe. Gleichwohl ist es aufschlussreich, zu welchen Ergebnissen die Untersuchung führte.
(Karl Mertes)

Dateninterpretation und -darstellung/Fazit

Schlussfolgernd kann gesagt werden, dass Freundschaften für junge Indonesier in Deutschland wichtige Bestandteile ihres sozialen Lebens sind.

Dies zeigt sich in vielen Bereichen, etwa darin, dass Freizeitaktivitäten i. d. R. Gruppenaktivitäten sind und dass selbst Alltagsverrichtungen zusammen erledigt werden. Auch zeigt es sich darin, dass viel Zeit miteinander verbracht wird (3 bis 7 mal pro Woche) und dass Besuche ohne vorherige Ankündigungen Standard sind. Zeit alleine zu verbringen ist in Indonesien ungewöhnlich, in Deutschland ist es dagegen normal und wird gelegentlich auch von Indonesiern geschätzt.

Ein weiteres Indiz für die Wichtigkeit der Freundschaft ist die Menge an Freundschaften, die geführt werden.

Viele Indonesier, die in Deutschland leben, kennen sich untereinander.

Sie haben eine Handvoll Freunde, die sie als “beste Freunde” bezeichnen und 50-80 “normale Freunde”. Dies verdeutlicht auch, dass Personen schnell als “Freunde” bezeichnet werden, die von anderen Ethnien möglicherweise eher als “Bekannte” gesehen werden. Davon sind die Mehrheit Indonesier, aber auch andere Ethnien werden gerne zu Freunden gemacht.

Die mangelnde Offenheit der Deutschen steht den deutsch-indonesischen Freundschaften oft im Weg. Die Zurückhaltung der Indonesier beim ersten Kennenlernen könnte dagegen von Deutschen als Desinteresse und Verschlossenheit aufgefasst werden. Tatsächlich ist die Intention dieser Zurückhaltung lediglich Höflichkeit und

Respekt. Wenn der erste Schritt getan ist und ein gemeinsames Gespräch zustande kommt, zeigen Indonesier prinzipiell viel Interesse an ihrem Gegenüber. Sie äußern dies beispielsweise durch Fragen und Lachen und durch gemeinsame Unternehmungen.

An den deutschen Freunden wird geschätzt, dass es weniger Tabuthemen gibt und dass Gespräche nicht weitererzählt werden. Indonesier sind treue Freunde, die so gut wie keine Freundschaft beenden. Konflikte treten selten auf und können i. d. R. durch Kommunikation gelöst werden. Kommunikation dient vor allem der Verbindung und dem Finden von Gemeinsamkeiten. Es wird sehr positiv mit- und übereinander gesprochen und viel gescherzt. Gleichzeitig gibt es Tabuthemen, z. B. Einkommen, die eigene Sexualität und psychische Erkrankungen. Es besteht ein enger Zusammenhalt, und das Ausführen gegenseitiger Gefallen gehört zur Norm. Abmachungen werden flexibel getroffen, dennoch ist Verlässlichkeit unter Freunden wichtig. Aufrichtigkeit, Hilfsbereitschaft, Respekt und Wertschätzung sind weitere wichtige Freundschaftswerte.

Indonesier drücken ihre Emotionen eher abgeflacht aus, was jedoch nicht bedeutet, dass ihnen ihr Gegenüber gleichgültig ist. Sie nehmen großen Anteil am Leben ihrer Freunde und geben ihr Bestes, damit es den anderen gut geht. Sowohl introvertierte als auch extrovertierte Menschen werden gleichermaßen in den Freundeskreis involviert und geschätzt. Ein harmonisches Miteinander und das Wohlbefinden aller ist ihnen ein wichtiges Anliegen. Die Gestaltung der Freundschaft basiert unter anderem auf kulturellen indonesischen Werten und Umgangsformen. Gleichzeitig ist die Gestaltung der Freundschaft in Deutschland freier als in Indonesien, was sich unter anderem in Aktivitäten wie Feiern zeigt. Besonders Frauen haben in Deutschland mehr Freiheit.

Möglicherweise könnte sich die Gestaltung der Freundschaft mit der Dauer des Aufenthaltes in Deutschland weiterhin formen und ändern. Die Freundschaft selbst ist und bleibt voraussichtlich auch in Zukunft ein wichtiger Bestandteil des Lebens von Indonesiern.

Diversity – User Experience Design M.A.
Carolin Wolfert & Aline Ferone, WS 2022/23
Rheinische Fachhochschule Köln | Kontakt über: aline.ferone@rfh-campus.de

Helga Blazy

Indonesische Essensvielfalt in Köln?

Die Vielfalt indonesischer Restaurants in Köln und Umgebung lässt sehr zu wünschen. Es gab immer wieder mal, abgesehen vom *Haus Java*, in dem wir eine Reihe Geburtstage der DIG Köln mit Buffet feiern konnten, Neueröffnungen, aber auch wieder Schließungen, einzig das *Bali*-Restaurant hat sich in Köln über viele Jahre bis heute erhalten.

In den 70er Jahren, initiiert von Ibu Hilgers-Hesse, gab es noch DIG-Stammtische im *Bali*-Restaurant, erinnert sich Karl Mertes, doch die Räumlichkeiten und die Möblierung dort ließen kaum Gruppentische und exklusive geschlossene Gesellschaften zu. Ich erinnere mich, dass wir einen DIG-Geburtstag gar im Thai-Haus am Rudolfplatz feierten, und einen weiteren in einem kleinen Restaurant in der Südstadt, das damals von Indonesiern geführt wurde und das sich noch erhalten hat (*Rimkhong*). Im vergangenen Mai feierten wir in der Galerie Smend den DIG-Geburtstag und ließen ein Buffet für alle mit Catering-Service dorthin bringen. Mariana Kwa ergänzt, dass es neben dem *Bali* noch den *Warung Bayu* und das *Mata Hari* im Belgischen Viertel gibt und eben *Rimkhong.*
Doch in den indonesischen Restaurants bekomme man kaum echtes traditionelles Essen; die Gerichte sind meist eine Mischung von Thai-Indonesischer Küche, und für die meisten Deutschen schmecken sie natürlich fast gleich, es sei denn jemand habe längere Zeit in Indonesien gelebt und schmecke den Unterschied.

Anders sieht es seit langem beim Indonesientag im Hof der Feuerwache aus: Da gibt es immer verschiedene Stände mit vielfältigerem indonesischen Essen aus verschiedenen Regionen. Hier sind offenbar verschiedene *ibu-ibu* oder *bapak-bapak* im Hintergrund am Werk, die mit Lust kochen und gern ihre Werke präsentieren.

Im Vergleich zu den vielen Thai- und vietnamesischen Restaurants, die sich inzwischen in Köln etablierten, ist die Zahl indonesischer Restaurants für eine Großstadt sehr minimal. Vielleicht sind tatsächlich Thailand und Vietnam mit ihren kulinarischen Genüssen stärker im Bewusstsein der Deutschen verankert als Indonesien – und nicht zuletzt auch von den Variationsmöglichkeiten und Preisen her, wenn ich mir die Speisekarten vom *Haus Java* und dem Restaurant *Bali* in Erinnerung rufe. An den Möglichkeiten vegetarischer Gerichte kann es eigentlich nicht liegen, solche hat Indonesien ja durchaus auch in Vielfalt – doch außer *Gado-Gado* vielleicht nicht auf der Speisekarte, oder nur in gehobener Preisklasse und nicht als „street-food“ deklariert, wie das heute vielfach gemacht wird.

Mariana Kwa erklärt den Hintergrund: Seit die thailändische Regierung 2002 eine Initiative zur Förderung der Thai-Küche im Ausland startete, gibt es immer mehr Thai-Restaurants, die natürlich eine zu starke Konkurrenz für die Indonesier sind. Über seine Küche soll Thailand in der ganzen Welt bekannt werden. Man erhoffte sich mehr Touristen und mehr Ex-

porte von Lebensmitteln. Die Regierung bildet Köche aus und unterstützt Thai-Restaurants im Ausland, so wird berichtet. Vielleicht könnte diese kulinarische Diplomatie ein Beispiel für Indonesien sein, regt Mariana an.

Die Berliner Zusammenstellung zu indonesischen Aktivitäten in Deutschland von 2017 *Buntes Deutschland/Indonesien* nennt einzig für Berlin 12 indonesische Restaurants, für Hamburg 2, für Köln damals 3 – neben dem *Bali*-Restaurant noch das *Gado-Gado* und *Warung Bayu*. Immerhin existieren nun gar vier indonesische Restaurants in Köln.



Karl Mertes

Nachruf auf Horst-Henry Geerken

Den neunzigsten Geburtstag hat er nicht mehr erlebt. Noch im Januar dieses Jahres meldete er sich mit einem bemerkenswerten Abschiedsbrief aus einem Hospiz: *„Nun bin ich auf dem letzten Weg, der zu dem großen hellen Tor in eine neue und unbekannte Welt führt …“*. Und jetzt ist er nicht mehr unter uns, nachdem er einem großen Publikum in den zurückliegenden Jahrzehnten unermüdlich von sich, seinen Erlebnissen und Erkenntnissen berichtet hatte. Und im Freundes- und Bekanntenkreis hat er immer wieder mit Episoden seiner Lebensgeschichte und spannenden Erzählungen über seine beruflichen und gesellschaftlichen Begegnungen für Anregungen und Unterhaltung gesorgt.



© *Horst-Henry Geerken*

Horst Geerken war als Ingenieur erfolgreich über 18 Jahre (1963-1981) in Indonesien tätig (dort eher unter Henry bekannt, weil sich Horst im Indonesischen nur schwer aussprechen lässt). Eine prägende Zeit, die ihn später zu einem originellen und ruhelosen Autor werden ließ.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland hatte er keine Zeit für den Ruhestand, nein, er hat ab 2009 als 75-Jähriger fortlaufend zur Feder gegriffen. Eine Menge an Büchern konnte er veröffentlichen, zunächst sein Erstwerk über den Indonesienaufenthalt mit „Der Ruf des Geckos“ (auch auf Englisch und Indonesisch).

Danach schrieb er über die „Missbrauchte Kindheit. Geboren im Jahr von Hitlers Machtergreifung“. Und dann folgte mit vielen Dokumenten, umfangreichen wie überraschenden Rechercheergebnissen eine ganze Reihe „Hitlers Griff nach Asien“ – unterdessen auf sechs Bände angewachsen. Anfangs eine weitgehend unbekannte Geschichte der Reichsmarine, und dann immer spezifischer und detailliert werdend bis hin zu Berichten über die Deutsche Schule zu Zeiten der japanischen Besetzung Indonesiens. Mit diesen Werken hat Horst Geerken einen Themenbereich aufgetan, der der breiteren Öffentlichkeit wie auch Fachleuten tatsächlich einen neuen Blick auf die Interessen und Aktivitäten der Nazis zulässt. Zur Geschichte der legendären Banda-Inseln legte er auch seine Studien mit wohl weitgehend noch unbekannten Ergebnissen vor.

Doch nicht genug damit: Reiseberichte über und mit seiner Lebensgefährtin Annette verfasst er, wie er sich auch als Herausgeber von Lokalgeschichten engagierte. Sein Opus Magnum wurde 2018 das 514 Seiten starke Buch über die „Die Ahnen – Eine Familiengeschichte in Wort und Bild“.

Darüber hinaus hat Geerken sich auch als Autor für unser Magazin eingebracht. Ob über Surinam, Restaurants, U-Boot-Wracks oder einen Schrank (vgl. dazu Seite 95, Pätzold *„Weitere Gedanken zum Schrank aus Java“*) – immer wieder trug er mit sehr persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen zu einem differenzierten Bild aus und über Indonesien bei.

Die Beisetzung seiner Asche ist entsprechend seinem Wunsch im heiligen Fluss Campuan auf Bali erfolgt.

Seine Ahnengeschichte schloss er mit einem bezeichnenden Zitat ab: *„Vor rund 2000 Jahren sagte ein römischer Statthalter: ‚Die meisten Menschen hinterlassen nur volle Latrinen‘. Ich nicht! Meine Bücher werden mich überdauern“*.

Karl Mertes

Uwe U. Pätzold

Weitere Gedanken zum „Schrank aus Java und seiner Odyssee"

In Memoriam Horst-Henry Geerken (1933 – 2023)

Nachdem ich meine Aufmerksamkeit in der Aufführungsforschung insbesondere den indonesischen Varianten der Kampf- und Bewegungskunst *Pencak Silat* sowie den hierin gründenden Musiken, Tänzen und Theaterformen widmete, habe ich seit 2017 damit begonnen das Generalthema „Kampf(kunst) und Musik" in einem deutlich weiteren Sinne zu bearbeiten. Auch hierbei bewege ich mich regional weiterhin in Indonesien, sowie im historischen *Oostindie* bzw. *Nederlands Indie*.

In den Jahren 2020-22 bearbeitete ich in diesem Rahmen ein Forschungsprojekt zu einer bislang wenig bekannten Militärmusik in *Oostindie*, nämlich derjenigen des sogenannten „Kapregiments" (offiziell: „Infanterie Regiment Württemberg Nr. 56"), welches als Söldnertruppe vom württembergischen Herzog Carl Eugen zunächst in die Dienste der VOC ans Kap der guten Hoffnung nach Südafrika und später in diejenigen der nachfolgenden Administration nach Niederländisch Indien verpachtet worden war [1]: Die samt Nachschub insgesamt ca. 3.200 Mann dieser Militäreinheit wurden von ihrem Landesfürsten, auf dubiose Weise und aus rein monetären Beweggründen, sozusagen in die Ferne ‚verscherbelt'.
In Zeiten absolutistischer Herrscher und mangelnder ökonomischer Perspektiven war Derartiges auch in deutschen Landen Gang und Gäbe. Wer den Dienstvertrag einmal unterschrieben hatte, der hatte kaum noch eine realistische legale Chance sich hieraus wieder befreien und zurück nach Hause kommen zu können – kriegerische Auseinandersetzungen, die Malaria und andere Krankheiten ‚erledigten' dann meist die mit der Heimbringung verknüpften Fragen. Letztlich gelang es daher auch nur einem kleinen Bruchteil einigermaßen wohlbehalten zurück zu kommen.
Ab 1791 waren Einheiten des zweiten Bataillons dieses Regiments an verschiedenen Standorten in Java, dem heutigen Sulawesi, den Molukken und in Solor stationiert. Der Garnisonsstandort war Semarang in Mitteljava.

Besagtes „Kapregiment" verfügte als Sollbestand u.a. über eine gut bestückte Regimentsmusik von 54 Musikern – und an diesem Punkt setzt das Interesse des Musikethnologen ein! Im Verlauf der Jahre seiner Existenz von 1787 bis 1808 wurden hieraus letztlich insgesamt 123 Musiker, davon allein 70 Musiker, die in *Oostindie* bzw. *Nederlands Indie* zur Truppe stießen.
Eine umfangreiche Gruppe also, die, gemäß der damaligen militärmusikalischen Konventionen, funktional in diverse Untergruppen gegliedert war. Der südafrikanische Musikwissenschaftler Stefanus Jooste (1996:44) macht zum Musikerbestand dieses Regiments folgende Detailangaben:

„Von den insgesamt siebzig Personen die seit dem das Regiment das Kap verlassen hatte, als Regimentsmusiker gedient hatten, sind siebenundzwanzig, das sind 38% kurz darauf im Osten verstorben.“

Nach dieser Vorrede komme ich nun ‚zur Sache‘: Wie der vor kurzem verstorbene Horst-Henry Geerken in seinem Bericht „Ein Schrank aus Java und seine Odyssee“ [2] darlegte, entstammt der von ihm beschriebene „Schrank aus Java“ wohl dem Nachlass der Caroline Josephine von Franquemont (1817-1867) – einer Enkelin des Leutnants Philipp August David von Franquemont, einem der Offiziere des genannten „Kapregiments“ in Java. Da wurde ich sofort hellhörig, und Dank der Vermittlung durch die DIG Köln e.V. kam der Kontakt mit Horst-Henry Geerken rasch zustande. Wir haben dann am 3. Mai 2022 in seiner Wohnung in Bad Godesberg einen Nachmittag zusammen gesessen, uns kennengelernt und – natürlich – den ‚im Zimmerhintergrund lauernden‘ schwäbischen Barockschrank aus Java betrachtet, untersucht, photographiert und u.a. unsere diesbezüglichen Gedanken ausgetauscht.

Nachfolgend mein ihm am 4. Mai 2022 zugesandter kurzer Bericht unserer Betrachtungen, samt meiner weiteren Anmerkungen:

„1.) Ich gehe davon aus, dass die drei von Ihnen beschriebenen „oberschwäbischen Barockschränke“ einst einen gemeinsamen Urheber, Erbauer und funktionalen Verwendungsrahmen in Semarang hatten.“
Anm. d. A.: In diesem Punkt waren Horst-Henry Geerken und ich uns einig.

„2.) Ich gehe außerdem davon aus, dass die drei von Ihnen beschriebenen „oberschwäbischen Barockschränke“ erst in der Zeit des *Kapregiments* in Java gebaut wurden.“
Anm. d. A.: In diesem Punkt waren Horst-Henry Geerken und ich uns (zunächst) nicht einig.

In seinem *kita*-Bericht geht er – auf Basis der Aussage seines Gewährsmannes Ibnu Sutowo –davon aus, dass besagter Schrank „mit dem Kap-Regiment des Deutschen Kaisers nach Niederländisch-Indien gekommen“ sei [3]. Dem zufolge wäre er dann in Deutschland hergestellt und anschließend nach Java verschifft worden. Meine Einwände gegen diese Annahme fasste ich wie folgt zusammen: Insbesondere die mit einer solchen Verfahrensweise im 18. Jahrhundert verbundenen nahezu unbezahlbar hohen Material [4] - und Transportkosten [5] lassen ein solches Produktionsverfahren als nicht plausibel erscheinen. Wenn man hingegen annimmt, dass die Edelhölzer vor Ort in Java geerntet wurden (Anm. d. A.: Diese Möglichkeit bestand, denn Karl von Wolzogen, ein ehemaliger Führungsoffizier aus den Reihen des „Kapregiments“, hatte zeitweise die oberste Aufsicht über die Forste auf

Java inne), und die Schreinerarbeiten vor Ort von kundigen Handwerkern getätigt wurden (Anm.d.A.: Auch diese Möglichkeit bestand: Im Personalbestand des „Kapregiments“ waren sämtliche in Württemberg üblichen Holz- und Metallbau-Handwerke der damaligen Zeit vertreten), dann wäre dies sehr wohl durchführbar gewesen.



Photo: Der im Besitz von Horst-Henry Geerken befindliche oberschwäbische Barockschrank aus Java in seiner Wohnung in Bad Godesberg, 3. Mai 2022.

Horst-Henry Geerken merkte schließlich an, dass diese von mir geäußerten Einwände ganz ähnlich auch schon von anderer Seite formuliert worden waren, namentlich von dem in seinem *kita*-Bericht genannten „Restaurator aus Tübingen“ (Geerken 2012:93).
Der nachfolgende Punkt stellt mein Fazit zu den besagten Möbelstück(en) dar:

Der in Ihrem Besitz befindliche „oberschwäbische Barockschrank“ stellt:

- als Einzelstück eine beeindruckende Instanz schwäbischer Schreinerskunst dar.

Insbesondere diese Perspektive sollte uns klar machen, dass dieser Schrank von einem gestandenen Handwerksmeister gebaut oder im Bau beaufsichtigt wurde, welcher dazu in der Lage war, seinem Gewerke und dessen Stand meisterlich und beispielhaft Geltung zu verschaffen.

• als Ensemble von (ursprünglich) drei gleichen/nahezu gleichen Exemplaren eine machtvolle Repräsentanz württembergischer Identität dar.

Insbesondere diese Perspektive sollte uns klar machen, dass diese Schränke ursprünglich keineswegs im Sinne privater Möbelstücke gedacht waren – dafür sind sie einfach zu mächtig. Mir kommt insbesondere ein Ort in den Sinn, an welchem ein solches Ensemble einen entsprechenden repräsentativen Zweck erfüllt haben könnte: Die Kommandantur des 2. Bataillons des „Kapregiments" in Semarang[6]. Und mir kommt weiterhin insbesondere ein Verwendungszweck dort selbst in den Sinn: Als Aufbewahrungsort der Akten des Regiments[7]. Als Zeitpunkt der Entstehung aller drei Schänke scheinen mir – unter Berücksichtigung der von mir eingesehenen Quellen – die Jahre 1806-07 am wahrscheinlichsten. D. h. nach der Ankunft von Franz Carl Philipp Winckelmann, des letzten Kommandeurs des „Kapregiments" in Java (seit 1806), und dem dort stattgefundenen Wiedersehen mit seinem Jugend- und Regimentskameraden Karl von Wolzogen. Letzterer dürfte in seiner dann noch gegebenen Funktion des obersten Verwalters der Forste auf Java auch die Möglichkeit gehabt haben einen Zugang zu den erforderlichen wertvollen Edelholz-Ressourcen zu erhalten. Karl von Wolzogen verstarb am 08.07.1808."



Nach weiteren Korrespondenzen hatte ich Horst-Henry Geerken dazu eingeladen, am 6.-7. September 2022 doch zum in Bad Godesberg stattfindenden Bundeswehrmilitärmusik-Symposium *„1789" und die Folgen: Revolutionäre Militärmusik* hinzuzukommen, wo ich eingeladen war einen detaillierten Bericht zur Militärmusik des „Kapregiments" vorzutragen.

Seine Krankheit durchkreuzte diese Pläne: Einen Tag vor dem Beginn des Symposiums schrieb er mir, dass zehn

Photo: Horst-Henry Geerken vor dem in seinem Besitz befindlichen oberschwäbischen Barockschrank aus Java in seiner Wohnung in Bad Godesberg am 3. Mai 2022.

Tage vorher ein bösartiger Tumor in seiner Leber festgestellt worden war. Ich sandte ihm, wie von ihm erbeten, im Anschluss an das Symposium noch den Text meines Vortrags per E-Mail.

Und nun lese ich, dass Horst-Henry Geerken von uns gegangen ist. Wir hätten gewiss noch manches Thema zu diskutieren gehabt, doch zu diesen Diskussionen wird es nun nicht mehr kommen.
Ich habe ihn als einen liebenswürdigen, sehr wachen und interessierten Menschen kennengelernt und habe ihm für seine freundschaftliche Kollegialität sehr zu danken. Ich bekunde seinen Lieben mein aufrichtiges Beileid – *saya turut beduka cita kepada keluarganya.*

Uwe U. Pätzold,
im März 2023 in Bensberg

Quellen

1 siehe hierzu auch: Heinrich Seemann (1998:218-225)
2 In: *kita* 1/2021:85-97
3 Ibnu Sutowo in: Geerken (2021:89).
4 An dem in seinem Besitz befindlichen Schrank wurden massive, ca. 3 cm starke Pallisander-, Mahagoni- (für die Säulenelemente) und Ebenholz-Panele (für die zentralen Front-Intarsien) verarbeitet.
5 Alle drei von ihm beschriebenen Schränke würden zusammen etwa 1,5 Tonnen Gewicht haben.
6 Wie Horst-Henry Geerken in seinem *kita*-Bericht detailliert darlegte, verweisen alle Hinweise, die er im Laufe der Jahre aus unterschiedlichen Quellen erhielt, auf diesen Ort.
7 Man bedenke in diesem Sinne auch die aktuellen Angaben des Landesarchivs Baden-Württemberg: „A 33 Württembergisches Kapregiment / 1785-1808 / 4,3 laufende Meter handschriftliches Findmittel, gut lesbar {...} Umfang: 11 Büschel, 12 Bände".

Zitierte Literatur

Geerken, Horst-Henry (2021:85-97). *Ein Schrank aus Java und seine Odyssee.* In: *kita* 1/2021. Köln: DIG Köln e.V.
Landesarchiv Baden-Württemberg / HStA-Stuttgart (2020 (1940)). *Acten des Württembergischen Kapregiments 1786 bis 1835.* In: Rep. A 33 (Index, 22 handschriftliche Seiten). O. Leybold (Verfasser). Stuttgart.

Jooste, Stephanus Jacobus (1996 (1994)). *Die Musikante van die Württembergse Kaap-regiment (1787-1791).* In: Kongressbericht Abony/Ungarn, re-printed in: Suid-Afrikaanse Tydskrif vir Kultuurgeskiedenis 10/2 (November 1996), pp.35-45.
Pätzold, Uwe U. (in Vorbereitung). *„Freude“ und „schöne Götterfunken“? Das „Infanterie Regiment Württemberg Nr. 56“ und seine Regimentsmusik in Diensten der VOC 1791-1808 in „Ostindien“.* In: Militärmusik im Diskurs, Band 16. Manfred Heidler (Hrg.). Bonn: Militärmusikdienst der Bundeswehr / Förderungsgesellschaft des Bundeswehr Sozialwerk e.V. mbH.
Seemann, Heinrich (1998). *Christian Daniel Schubart und das Regiment Württemberg.* In: Indonesien in der deutschen Geisteswelt, Von Goethe bis Emil Nolde. Berlin: Dittrich Verlag.
Stadlinger, Leo Ignaz von (1856). *Geschichte des württembergischen Kriegswesens von der frühesten bis zur neueren Zeit*, insbes. S.451-461, 662-669. Stuttgart: K. Hofdruckerei zu Guttenberg. Das Original ist als Digitalisat im Internet einsehbar unter: https://archive.org/details/bub_gb_WXZDAAAAcAAJ/page/n10/mode/2up



Das Magazin der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft
kita = indonesisch ‚wir', das Gegenüber mit einschließend

Impressum

Herausgeber
Deutsch-Indonesische Gesellschaft
e.V. Köln, www.dig-koeln.de

Themenschwerpunkte 2023
1 - Indonesien im Ausland
Redaktionsschluss: 15. April 2023
2 - Übersetzen
Redaktionsschluss: 15. September 2023

Redaktion
Helga Blazy (V.i.S.d.P.), Sabine Müller,
Svann Langguth

Redaktionsanschrift
kita c/o Dr. Helga Blazy
Hermann-Pflaume-Str. 39, 50933 Köln
helga.blazy@t-online.de

Einsendung von Beiträgen
Textbeiträge (keine PDF) und Bilder (hochaufgelöst) bitte an die Anschrift der Redaktion senden, möglichst per Datenträger oder per E-Mail: helga.blazy@t-online.de

Anzeigen
Preisliste auf Anfrage

Abo-Preis: 30 Euro (inkl. Versand)
für zwei Ausgaben pro Jahr

Bildnachweis
(wenn nicht am Bild gekennzeichnet)
Titelbild: © Atlas Persada Dan Dunia. Ghalia Indonesia 1981
S. 24: © Peter Berkenkopf
S. 48: © Annegret Nitzling
S. 76-83: © Annegret Haake
S. 92: © Sabine Müller
S. 97/98: © Horst H. Geerken

Grafik/Layout
Olivia Ockenfels, Köln
odecologne grafik+webdesign

Druck
Jürgen Brandau, Köln

Die im Heft abgedruckten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

ISSN 0948-3314

Umschlag Rückseite